

4

Grundzüge

der

National-Oekonomie.

Von

C. A. Schramm.

Abtheilung I.

Leipzig 1876.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei.





Vorrede.

Dem aufmerksamen Beobachter der sozialen Bewegung kann die That-
sache nicht entgangen sein, daß einerseits die Grundanschauungen des
Sozialismus in den gebildeten Schichten immer mehr, wenn auch nicht
öffentlich auftretende Anhänger gewinnen; daß andererseits aber auch
der Fanatismus und die Verfolgungsjucht gegen die Sozialisten immer
größere Dimensionen annimmt.

Die erstere Erscheinung erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß
der wissenschaftliche Sozialismus eigentlich nur die letzten Konsequenzen
aus den Lehren der bürgerlichen Volkswirtschaftslehre zieht; wir haben
es ja erlebt, daß fast alle Universitätsdozenten, die sogenannten Katheder-
Sozialisten, Front gemacht haben gegen die eigentlichen theoretischen
Begner des Sozialismus, und daß heute kaum noch Jemand den Muth
hat sich offen und ganz zu den noch vor 12 Jahren von Herrn Schulze-
Delitzsch gepredigten Lehren des Manchesterthums zu bekennen. Der
Sache selbst ist mit solchen halben und heimlichen Anhängern freilich
nicht viel gedient; die Mehrzahl der Menschen hat aber leider nur den
sichtheuen Nicodemus-Muth, welcher sein Glaubensbekenntniß nur bei
Nacht und im Geheimen ablegt, sobald dasselbe nicht den Beifall der
jetztigen Machthaber findet.

Was die zunehmende Verfolgungsjucht betrifft, von der wir täglich
neue Proben erleben, so darf man nicht verkennen, daß — abgesehen
von den Leuten, welche nur um Carriere zu machen, die Sozialisten-
fresser spielen — ein großer, wahrscheinlich der größte Theil unserer
Begner in gutem Glauben handelt. Der ehrliche Sozialismus, der den
Muth besitzt, die vorhin angedeuteten Konsequenzen zu ziehen und offen
für Abschaffung der Lohnarbeit und des Privateigentums an den haupt-
sächlichsten Produktionsmitteln zu plädiren, verstoßt so sehr gegen das,
seit undenklicher Zeit für unumstößlich richtig Angesehene; er widerspricht
so sehr den Anschauungen, in denen die heutige Generation aufgewachsen
ist, daß es kein Wunder nehmen kann, wenn diese Ansicht als etwas
Gefährliches, Furchtbares betrachtet wird, das die gesammte Gesellschaft
auf's Rand und Band bringen und die gesammte Kultur und Bildung
vernichten müsse. Die Heiden erwarteten auch jedesmal den Weltunter-
gang, wenn eins ihrer Götzenbilder umgestürzt wurde. Aber

Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Geftrige,
Was immer war und immer wiederkehrt
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich!
Sei im Besitze, und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

Das Auftreten unserer Gegner liefert einen neuen Beleg für dies Wort unseres Schiller. Der Sozialismus gilt nur deshalb für gefährlich und verderblich, weil man sich an das Althergebrachte gewöhnt hat.

Man vergißt heute, wie man es von jeher vergessen hat, daß neue, bessere Institutionen erst nach Beseitigung der alten entstehen können; daß der Nimbus des Alters selbst den verdammungswürdigsten menschlichen Einrichtungen, wie z. B. der Sklaverei einen Heiligenschein verliehen hat, der so groß war, daß selbst die Sklavenhalter das bekannte: Heilig ist das Eigenthum, — auf ihre Fahnen schreiben konnten; — daß es aber auch nur eines thatsächlichen Wechsels bedarf, um in den Köpfen der Menge das wieder als Recht von Gottes Gnaden erscheinen zu lassen, was noch vor wenig Jahren als Hochverrath am Staat und an der Gesellschaft angesehen wurde.

Es ist der Kampf mit dem Glauben an das ewig Gestrige, den der Sozialismus zu bestehen hat, und dieser Kampf kann nur durch das Wissen und mit den Waffen des Wissens siegreich geführt werden.

Von dieser Ansicht ausgehend, habe ich in den nachstehenden Artikeln, denen andere folgen werden, versucht, die wissenschaftliche Begründung des Sozialismus zu popularisiren. Ich schließe mich dabei in der Hauptsache den Untersuchungen von Karl Marx an, dessen Studium Jedem zu empfehlen ist, der sich für die brennendste aller Fragen, die soziale, interessirt. Es ist freilich sehr schwer für uns, da wir meist mit den oberflächlichen Phrasen der sogenannten Freihandelschule aufgefüttert sind, das bisher für wahr Angenommene zu vergessen und ganz neuen Untersuchungen prüfend und denkend zu folgen, — wie ich das an mir selbst erlebt habe; aber nur durch Studium und Denken kann man zu selbstständiger Ueberzeugung gelangen.

Mich hat jahrelange Arbeit zu der Ueberzeugung gebracht, daß unsere heutigen Zustände unhaltbar sind, weil sie mitten in der gepriesenen Civilisation Neun Zehntel aller Menschen zur geistigen und körperlichen Verkommenheit verdammen; wenn sittliche Motive überhaupt in der Gesellschaft eine Berechtigung haben, so darf ein derartiger Zustand auf die Dauer nicht geduldet werden. Die Möglichkeit einer Besserung sehe ich nur in dem Siege der sozialistischen Ideen, deren Begründung der Zweck dieser Arbeit ist.

Nenne man das Utopie, ich rufe mit meinem Freunde William Spindler:

Ja, es werden Zeiten kommen,
Wo der Wohlstand Jedem lacht,
Und aus Geist- und Leibes-Krüppeln
Lebensfrohe Menschen macht.

Berlin im Juni 1875.

C. A. Schramm.

I.

Die Arbeit und ihre Eintheilung.

„Im Schweiß Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen!“ So lautet nach der Mosaischen Schöpfungsgeschichte der Spruch, durch welchen der Mensch, als er zum Selbstbewußtsein gekommen war, aus dem Paradiese des Nichtsthuns vertrieben wurde. Es liegt eine tiefe Wahrheit in diesem Märchen. Nur in wenigen Gegenden, wie den glücklichen Thälern Indiens, wohin die Sage das Paradies verlegt, bringt die Natur die dem Menschen zur Nahrung dienenden Früchte in solcher Menge wildwachsend hervor, daß das Einsammeln derselben ohne alle Mühe vor sich geht. Der Pisang und die Banane, der Brodfruchtbaum und die Dattelpalme gedeihen dort ohne künstliche Pflege und bringen, immertragend, reichliche Frucht, während das Klima dem Menschen erlaubt, ohne Kleidung zu gehen, und das dicke Laub der Wälder selbst bei strömendem Regen noch einen, wenn auch mangelhaften Schutz gewährt.

In jedem anderen Theil der Erde vermag der Mensch sein Leben nur durch Anstrengung seiner Kräfte zu fristen; so sehen wir denn, daß die Existenz der Menschen ausnahmslos von dem Erfolg ihrer Arbeit abhängig ist.

Betrachten wir nun die durch Arbeit lebende menschliche Gesellschaft, so finden wir einen ganz gewaltigen Unterschied in der Art der Arbeit, welche die einzelnen Menschen verrichten.

Da ist ein Fürst, dessen Arbeit besteht im Regieren, Orden-Vertheilen, Parade-Abnehmen, Oper- und Ballet-Besuch; da sind Generäle und Offiziere, die nur Truppen zu kommandiren und zu exerciren haben; da sind Minister, welche die eigentlichen Regierungsgeschäfte besorgen und die Verwaltung des Staates durch das große Heer der Beamten führen lassen. Da sind die zahlreichen Geistlichen, Soldaten und Polizisten, Richter und Aerzte, Lehrer und Steuererheber, Diensthoten, Sänger, Schauspieler und dergleichen, welche alle beschäftigt sind und ihre Beschäftigung mit mehr oder weniger Recht Arbeit nennen.

Es folgt dann die große Klasse der Kaufleute, welche dem Handel obliegen, der Verfrachter, welche die Waaren zu Wasser und zu Lande von einem Ort zum andern schaffen und so dem

Handel und der Vertheilung der Waaren dienen. Dann giebt es eine große Zahl von Menschen, welche bei der Ausführung gemeinnütziger Anlagen, beim Bau von Kanälen, Eisenbahnen, Chaussees, mit Grabenziehen und Straßenpflastern beschäftigt sind und sich redlich dabei quälen müssen.

Endlich finden wir Menschen beschäftigt, die von der Natur erzeugten Stoffe, die Rohprodukte zu sammeln und einzuheimsen es gehören dahin die Bergleute, die forst- und landwirthschaftlichen Arbeiter, die Hirten, Fischer und Jäger. Ihnen schließen sich die Arbeiter an, welche die Rohprodukte umformen, und zu Gebrauchsgegenständen verarbeiten.

Von der kleinen Zahl der Menschen, deren Beschäftigung in Coupons-Abschneiden, Rauben, Stehlen oder Betteln besteht, wollen wir ganz absehen, da ihrer Thätigkeit der Ehrentitel der Arbeiter überhaupt nicht zukommt.

Die große Verschiedenheit der menschlichen Thätigkeit, von der wir nur andeutungsweise einige Beispiele beigebracht haben, welche jeder Leser leicht noch bedeutend vermehren kann, ist die natürliche Veranlassung zur Eintheilung der Arbeit in mehrere große Gruppen.

In der Volkswirtschafts-Wissenschaft hat man seit Adam Smith, also seit etwa 100 Jahren, diese Eintheilung in der Weise bewirkt, daß man alle Menschen, welche der Erde Produkte abgewinnen oder diese Rohprodukte weiter verarbeiten, in eine Klasse der produktiven Arbeiter brachte, alle anderen aber als die unproduktiven Arbeiter bezeichnete.

Es ist klar, daß die Grenze zwischen diesen beiden Klassen nicht haarscharf festzustellen ist; man wird in sehr vielen Fällen in Zweifel sein, ob eine Thätigkeit als eine produktive oder als unproduktive Arbeit im obigen Sinne zu bezeichnen ist.

Diese Eintheilung in produktive und unproduktive Arbeit hat deshalb, hauptsächlich aber des Namens wegen, viel Streit in der Wissenschaft hervorgerufen.

Was, hat man gesagt, der Arzt, der eine Arznei verordnet, welche die Gesundheit wieder herstellt, vielleicht gar das Leben rettet, soll ein unproduktiver Arbeiter sein; der Apothekerlehrling dagegen, der die Arznei kocht oder mischt, ein produktiver Arbeiter. Die Setzer und Drucker, welche den Druck eines wissenschaftlichen Werkes besorgen, der Buchbinder, der es heftet und einbindet, sollen produktiv arbeiten; dem Denker und Dichter, der das Werk geschrieben, will man den Titel eines unproduktiven Arbeiters geben? Das ist verkehrt und unsinnig!

Es ist besonders die neuenglische Schule, die sogenannte Manchesterpartei, welche mit großer Erbitterung diese Eintheilung der

Arbeit bekämpft; wir werden später den Grund, der nicht öffentlich gesagt wird, kennen lernen.

Der ganze Streit wird unserer Meinung nach sofort geschlichtet, wenn man die ziemlich unpraktisch gewählte Bezeichnung ändert. Wir halten an der Eintheilung fest, wollen aber den Klassen einen andern Namen beilegen. Nennen wir die bisher als produktive Arbeiter bezeichneten Menschen: Waare erzeugende Arbeiter und alle übrigen: Dienste leistende Arbeiter, so wird diese Bezeichnung den Unterschied beider Klassen deutlicher erkennbar machen.

Unter Waare verstehen wir ein Ding, einen Gegenstand, der von einer Hand in die andere übergehen, der auf dem Markte verkauft oder vertauscht, der verschenkt oder verloren, ja gestohlen werden kann — einen Gegenstand also, der den Besitzer zu wechseln vermag, so lange er überhaupt besteht.

Alle Arbeiter also, welche solche Gegenstände erzeugen, gehören in die eine Klasse; alle anderen Menschen, soweit sie thätig sind, leisten der menschlichen Gesellschaft nur Dienste — freilich, oft von so hohem Werthe, daß man ihre Leistungen höher anschlagen wird und muß, als die der Waare erzeugenden Arbeiter.

Der Begriff des Dienstes, den der französische Nationalökonom Bastiat in seinem bekannten Werke: „Volkswirtschaftliche Harmonien“ als Ursprung des Werthes einzuführen versucht hat, scheint uns hier durchaus zutreffend zu sein.

Der Fürst und der Minister, der Soldat und der Polizist, der Arzt, der Lehrer, der Schauspieler, der Sänger und der Dienstbote arbeiten auch, aber alle ihre Leistungen sind derart, daß sie nur einem oder vielen Menschen nützen und von diesen nicht an Andere abgetreten werden können, obgleich man oft von einzelnen dieser Leistungen bildlich sagt: daß sie uns gestohlen werden können! Meine Gesundheit, die der Arzt wieder hergestellt hat, kann ich einem Anderen nicht überlassen; die Kenntniß einer fremden Sprache, die mir ein Lehrer beigebracht hat, kann nicht von mir verkauft oder verschenkt, kann mir nicht gestohlen werden.

Der Unterschied, der zwischen den beiden großen Gruppen der menschlichen Arbeit stattfindet, leuchtet ein. Aber zwischen ihnen, bald zu der einen, bald zu der anderen Gruppe gerechnet, liegt noch eine ungeheure Menge von Arbeit. Wir wollen nur an die Arbeit der den Transport der Waaren besorgenden Menschen erinnern; gerade hier wird es recht klar, daß eigentliche Waare von ihnen nicht erzeugt wird, ohne ihre Thätigkeit aber der Zweck der Waaren-Erzeugung, die Befriedigung des Bedürfnisses, also der Verbrauch der Waaren nicht in dem Maße ermöglicht würde, als es mit ihrer Hilfe geschieht. Ebenso verhält es sich mit den Arbeitern, welche Straßen, Canäle, Eisenbahnen bauen; ein Ent-

wässerungscanal ist oft eine Wohlthat für eine ganze Gegend und nützt oft Jahrhunderte lang Millionen Menschen; ist er aber fertig, so kann er nicht wie eine Waare verhandelt oder verkauft werden; er ist sogar nur durch neue Arbeit wieder aus der Welt zu schaffen.

Die Herstellung derartiger Anlagen ist unbedingt auch für die Produktion der Waaren vom bedeutendsten Werthe; es wird oft durch einen Canal eine bisher sumpfige und unfruchtbare Gegend dem Ackerbau erschlossen und die Arbeit an dem Canal erscheint somit als ein Theil der zur Herstellung des später dort wachsenden Getreides verwendeten Arbeitsmenge. Man kann daher diese Arbeit auch als eine produktive, Waare erzeugende Arbeit ansehen. Ein gleiches gilt z. B. von der Thätigkeit eines Ingenieurs, welcher den Plan zu einer Maschine entwirft, oder den dieselbe aufstellenden Arbeitern Anleitung giebt, wie sie zu verfahren haben; man wird nicht unbedingt richtig verfahren, mag man ihn in die eine oder in die andere Klasse rechnen.

Für den wissenschaftlichen Zweck, der mit dieser Eintheilung der Arbeit angestrebt wird, ist es nun gleichgültig, ob man diese oder jene Arbeit in die eine oder die andere Classe bringt; es dreht sich eben nur darum, klarzustellen, daß nur ein Theil der menschlichen Gesellschaft Waaren producirt, der andere nicht; wir bitten die Leser, diesen ganz allgemeinen Satz festzuhalten.

Um nun die Nutzenanwendung aus diesem Satze zu ziehen, wollen wir uns einen Staat, etwa eine Insel denken, welche gar keinen Verkehr mit den übrigen Staaten hat, so daß also Alles, was die Menschen dort gebrauchen oder verbrauchen, an Ort und Stelle producirt werden muß. Es ist ganz gleich, ob wir uns diesen Staat klein oder groß denken; wir können auch die ganze, auf der Erde lebende Menschheit als eine derartige Einheit betrachten; die Erörterungen, welche sich an jene, oben besprochene Eintheilung der Arbeit knüpfen, gelten für alle Fälle.

Alle Menschen, welche auf unserer gedachten Insel leben, brauchen zur Erhaltung ihres Lebens und Wohls eine Menge Gegenstände; sie brauchen Wohnung, Brennmaterial, die verschiedensten Rohstoffe, aus denen ihre Kleidungsstücke fabricirt werden müssen; in den Wohnungen brauchen sie Möbel und Hausgeräth; es wird Brod, Gemüse, Fleisch u. dergl. verzehrt; es wird eine Menge von Handwerkszeug und Maschinen verbraucht, es müssen Straßen und Brücken gebaut, Canäle und Abzugsgräben angelegt werden, und was sonst noch für Arbeiten zu verrichten sind. Um das zu bewerkstelligen, ist die ganze Gesellschaft thätig; der Fürst mit Regieren, die Minister, Beamten und Polizisten mit Administriren, dazu predigen die Geistlichen, lehren die Schulmeister, handeln

die Kaufleute; Abends spielen die Schauspieler Comödie, Kunstreiter und Balletmädchen machen ihre Sprünge; kurz die ganze Gesellschaft arbeitet und bewegt sich gerade so, wie wir es überall um uns her geschehen sehen.

Aber alle diese Menschen, Alte wie Junge, Männer wie Weiber, verbrauchen Waaren, die entweder mit einem Male consumirt werden, wie Brennmaterial und Lebensmittel, oder nur allmählig verbraucht werden, wie Häuser, Kleider und Werkzeuge. Jeder Mensch verbraucht Waaren.

Wie wir gesehen haben, erzeugt aber nur ein Theil der Menschen Waare; die Arbeit dieses Waare erzeugenden Theiles der Menschen muß also so viel Waare hervorbringen, daß auch die übrigen, der Gesellschaft nur Dienste leistenden Menschen davon ihre Befriedigung erhalten können.

Die civilisirte menschliche Gesellschaft kann nun einmal nicht bestehen, ohne daß ihr eine gewisse Menge von Dienstleistungen neben der Waarenproduktion geboten wird, sie braucht die Fürsten, die Beamten, die Soldaten, Pfaffen, Aerzte, Lehrer, Dienstboten, Comödianten; sie braucht die Kaufleute und Verfrachter; sie braucht die Arbeiter, welche Brücken und Straßen bauen u. s. w., — womit übrigens durchaus nicht gesagt sein soll, daß die menschliche Gesellschaft bei vernünftigerer Organisation nicht viele von den geleisteten Diensten als ganz unnütze entbehren könne — und alle diese Menschen müssen aus der Masse der producirten Waaren erhalten werden.

Das ist natürlich nur möglich, wenn die Waare erzeugende Arbeit so ergiebig ist, daß die Arbeiter mehr hervorbringen, als sie zu ihrem Lebensunterhalt selbst verbrauchen, daß sie also im Stande sind, freiwillig oder gezwungen, einen Theil ihres Arbeitsertrages an die Dienste leistenden Menschen abzugeben.

Man kann im eigentlichen Sinne des Wortes nur bei den Waare erzeugenden Arbeiten von einem Arbeitsertrag reden, denn nur hier wird etwas Greifbares hervorgebracht; was heute im gewöhnlichen Leben als Arbeitsertrag bezeichnet und meist in Geld gemessen und ausgedrückt wird, ist eigentlich nur Lohn für geleistete Dienste.

Diese Vertheilung des Arbeitsertrages der Waare erzeugenden Arbeiter hat immer stattgefunden und muß auch immer stattfinden, weil sich keine gesellschaftliche Organisation denken läßt, in der nicht ein Theil der Menschen zum Nutzen der Gesellschaft mit Dienstleistungen betraut werden wird, und weil Dienstleistungen keinen direkten Arbeitsertrag erzeugen, der in Tausch gegen die zum Leben nothwendigen Waaren gegeben werden könnte.

Zu den Dienstleistungen, welche die Gesellschaft immer ge-

brauchen wird, gehört auch unzweifelhaft die Thätigkeit der Menschen, welchen die Bestimmung über die Art und die Menge, die Versendung und Bertheilung der zu producirenden Waaren obliegt; es ist ganz undenkbar, daß eine entwickelte Großproduktion ohne derartige Geschäftsführer, Dirigenten, Buchhalter und Magazin-Verwalter bestehen könne.

In der heutigen Gesellschaft versteht nun die Classe der Capitalisten und Unternehmer diese Arbeit; der Capitalist bestimmt, was und wie producirt werden soll; der Capitalist besorgt die Versendung und den kaufmännischen Vertrieb; die Capitalisten als Classe leisten also der Gesellschaft Dienste, für welche ihnen ein Antheil am Arbeitsertrage zusteht.

Die Höhe dieses Antheils richtet sich nun aber nicht nach der Menge der aufgewendeten Arbeit, sondern nach der Größe des Capitalbesitzes; je größer der Capitalbesitz, desto größer ist auch heute der Antheil an dem Gesamtarbeitsertrag, gleichgültig, ob der Besizer überhaupt noch arbeitet oder nicht. So kommt es denn, daß der Antheil der Capitalisten am allgemeinen Arbeitsertrag bald so groß wird, daß dieselben schon mit einem Theil ihres Antheils Arbeiter miethen können, welche ihnen die eigentlichen Arbeiten, durch welche sie der Gesellschaft Dienste leisten, abnehmen müssen; den größten Theil des ihnen in Folge des Capitalbesitzes zufallenden Arbeitsertrages der Gesamtheit nehmen sie also ohne alle Gegenleistung in Beschlag.

Man wird nun verstehen, weshalb das Manchesterthum die Eintheilung der Arbeit in productive und unproductive verabscheut. Wenn jede Arbeit als eine productive angesehen wird, läßt sich die Illusion leicht aufrecht erhalten, als würden nur Produkte der Arbeit unter den Menschen ausgetauscht, als producirte der Fürst durch das Regieren, der Capitalist durch Bestimmung, wie er sein Geld verwenden will, gerade so viel Werthobjecte, als sie von den Waare erzeugenden Arbeitern für ihre Dienstleistungen zu beanspruchen haben. Der Antheil der Capitalisten am allgemeinen Arbeitsertrag erscheint dann als gleichwerthig seiner Arbeit und die Ungerechtigkeit, die im Capitalgewinn liegt, nimmt die Maske der Gerechtigkeit vor.

Wir hoffen nachgewiesen zu haben, daß die Classe der Waare erzeugenden Arbeiter nie den vollen Arbeitsertrag ihrer Arbeit in natura erhalten kann, da sie die andere Classe mit erhalten muß; die Forderung, daß jeder Arbeiter den vollen Arbeitsertrag erhalten solle, ist daher nicht so zu verstehen, daß das Arbeitsprodukt, die fertige Waare, nun dem Arbeiter oder der Arbeitergenossenschaft gehören und ihr zur beliebigen Verwendung überlassen sein soll; diese Forderung bedeutet, richtig verstanden, nur,

daß jeder Arbeiter, ob er Waare producirt oder Dienste leistet, nach Verhältniß der von ihm gethanen Arbeit seinen Antheil am Gesamtarbeitsertrag erhalten soll; wer überhaupt nicht arbeitet, soll auch keinen Antheil erhalten.

Logisch richtig ist es also, wenn man nicht die Aufhebung, sondern die allgemeine Einführung der Lohnarbeit als letzte Tendenz des Sozialismus bezeichnet.

(Natürlich muß man von der jetzigen Bedeutung des Wortes Lohn — kapitalistischer Arbeitslohn — absehen.)

II.

Der Luxus.

Es ist eine weitverbreitete, von den meisten Menschen im guten Glauben als unumstößlich richtig angenommene Meinung, daß der Luxus der reichen Leute eine Nahrungsquelle, ein Segen für die arbeitende Bevölkerung sei. Man glaubt, wenn die Reichen ihre Frauen und Töchter nicht mehr in Sammt, Seide und Spitzen kleideten, wenn sie ihre Wohnungen nicht mit köstlichen Teppichen, glanzvollen Tapeten, mit geschnitzten Möbeln und mit tausenden von theueren Luxusartikeln ausstatteten, würden alle die Arbeiter, welche mit der Herstellung derartiger Luxuswaaren beschäftigt sind, keine Arbeit, also auch keinen Verdienst, somit auch nicht die Möglichkeit der Existenz haben.

Man behauptet und glaubt also, der Luxus der Reichen ernähre die Armen.

Unter den heutigen vernunftwidrigen Gesellschaftsverhältnissen ist diese Ansicht leider nur zu begründet. Betrachtet man aber den Luxus der reichen Leute aus einem anderen, aus einem wahrhaft volkwirthschaftlichen Gesichtspunkte, dann gewinnt man eine ganz andere, geradezu entgegengesetzte Ansicht von der Sache.

Man muß sich dazu wieder klar machen, daß alle Menschen durch den Verbrauch, durch den Konsum von Waaren leben, daß also die sogenannten produktiven Arbeiter, d. h. die Arbeiter, welche Waaren erzeugen, zusammen so viel von allen Waaren herstellen müssen, daß alle Menschen aus dieser Menge der erzeugten Waaren ihren Lebensunterhalt finden können.

Unter den bestehenden Verhältnissen erhält nun beinahe jeder Mensch den Lohn für seine Thätigkeit in baarem Gelde ausgezahlt und gibt das Geld wieder aus, indem er sich in den verschiedensten Läden und Magazinen diejenigen Waaren wieder einkauft, welche er zu seinem und seiner Familie Unterhalt verbraucht.

Alle Waaren, welche auf den Märkten, in den Lagern, Magazinen und Läden aufgespeichert und zum Verkauf bereit gehalten werden, sind Arbeitsprodukte der produzierenden Arbeiter; die Gesammtheit aller dieser Waaren ist das Gesammtarbeitsprodukt des ganzen Volkes. Man kann sich die Sache so vorstellen, als liefere jeder einzelne Arbeiter im ganzen Volke sein Arbeitsprodukt in diese Magazine ab, und hole sich dagegen aus denselben seinen Antheil am Gesamtprodukt; dieser Antheil wird jetzt bestimmt durch den Werth des als Lohn für die Arbeit erhaltenen Geldes.

Stellt man sich die Sache in dieser Weise vor, wie sie ja in der That liegt, was nur durch die Dazwischenkunft des Geldes verdunkelt wird, daß nämlich jeder Mensch statt des Geldlohnes gleich die Waare ausgehändigt erhalte, welche er sich jetzt erst für das erhaltene Geld kauft, so wird sofort klar, daß alle die Arbeiter, welche Luxusartikel fabriziren, wenig oder gar nichts von ihrem eigenen Arbeitsprodukt zum Verbrauch erhalten, sondern nur solche Waaren konsumiren, welche man mit dem Namen der allgemeinen großen Consumtionsartikel bezeichnet.

Alle gewöhnlichen Waaren, ohne deren Verbrauch die Menschen nun einmal nicht leben können, die gewöhnlichen Lebensmittel, Kleidungsstücke, Wohnungen, Haus- und Küchengeräth u. s. w. bilden also gewissermaßen eine besondere Abtheilung in den Magazinen; aus dieser Abtheilung erhalten die Arbeiter, sowohl diejenigen, welche Waaren produziren, als auch diejenigen, welche gesellschaftliche Dienstleistungen verrichten, ihren Lebensunterhalt; gefüllt werden diese Magazine mit den Arbeitsprodukten der Arbeiter, welche jene allgemeinen Consumtionsartikel herstellen; der Arbeitsertrag dieser Arbeiter ist also so groß, daß er zur Erhaltung aller Luxusarbeiter und der meisten, Dienstleistungen verrichtenden Arbeiter ausreicht.

Alle, dem höheren Luxus dienenden Gegenstände bilden nun die andere Abtheilung der großen Magazine; gefüllt werden diese Magazine mit dem Arbeitsertrag aller Arbeiter, welche jene Luxusartikel herstellen; geleert werden diese Magazine durch den Konsum der reichen Leute, welche übrigens ihren Bedarf an gewöhnlichen Waaren, an Brod, Fleisch u. c. außerdem noch aus den Magazinen der ersten Abtheilung entnehmen.

Man muß sich nun klar machen, wie groß die Zahl aller Luxusarbeiter ist und bedenken, daß ihr ganzes Arbeitsprodukt von der kleinen Zahl der reichen Leute verbraucht wird; daß diese reichen Leute als Gegenleistung für den ungeheuren Antheil am Gesammtarbeitsprodukt höchstens den Dienst der Capitalisten leisten, welcher in der Leitung der Produktion und des Handels besteht; so weit sie nun wirklich der Gesellschaft Dienste leisten, haben sie, wie wir

früher ausgeführt, ein unbedingtes Anrecht an einen Theil des Gesammtarbeitsertrages; es leuchtet aber wohl von selber ein, daß ihr Lohn in keinem, auch nur annähernd richtigen Verhältniß zu ihren Dienstleistungen steht.

Nehmen wir nun einmal an, daß durch irgend eine neue, gesellschaftliche Organisation der Konsum und damit die Produktion von Luxusartikeln verhindert würde — alle mit der Herstellung dieser Artikel beschäftigten Arbeiter würden doch ihren Lebensunterhalt aus den gewöhnlichen Konsumtionsartikeln weiter beziehen müssen; wer aber nicht arbeitet, soll auch nicht essen; alle diese Arbeiter würden also anfangen, ebenfalls gewöhnliche Konsumtionsartikel zu produziren; sie würden ihren Arbeitsertrag in das Magazin abliefern, aus dem sie bisher schon ihren Lebensunterhalt bezogen haben; daß heißt, sie würden die Masse der für Alle dienenden Konsumtionsgegenstände um ihren ganzen Arbeitsertrag vermehren, und es könnte daher jeder Einzelne eine größere Portion erhalten, als früher.

Machen wir uns die Sachlage an einigen, aus dem Leben gegriffenen Beispielen klar.

Man braucht nur einmal die Beschreibung eines Festes der reichen Leute, etwa eines Hofballes zu lesen, um ein Bild von dem übertriebenen Luxus zu bekommen.

Die Damentouilletten, die Herrichtung der Festräume, die Speisen und Getränke, welche an einem einzigen derartigen Abend verbraucht und verdorben werden, haben den Werth von, angenommen, 100,000 Thaler. Das repräsentirt, wenn man auch den hohen Verdienst der Fabrikanten und Lieferanten in Anschlag bringt, ungefähr 100,000 Tage gewöhnlicher Arbeitslöhne; volkswirtschaftlich aufgefaßt heißt das also, es haben etwa 330 Menschen ein Jahr lang arbeiten müssen, um den Luxus herzustellen, der an einem einzigen derartigen Ballabend vergeudet wird.

Und die Mehrzahl der, mit der Herstellung dieses Luxus beschäftigten Arbeiter darbt und geht in Lumpen!

Der Weber, der den feinsten Battist verfertigt, muß seine Kinder ohne Hemden laufen lassen; die Spizenklöppelerin, welche mit Aufopferung ihrer Sehkraft arbeitet, stirbt den langsamen Hungertod; die Arbeiter, welche Sammt- und Seidenzeuge machen, haben keinen warmen Winterrock auf dem Leibe; die Schneider und Nähmädchen, die Blumen- und Federsabrikmädchen leben elend und langsam verkommend; und alle diese Arbeiter müssen noch froh sein, wenn ihre Arbeitskraft recht viel durch solche Vergeudung in Anspruch genommen wird, weil sie mit dem Aufhören dieser Vergeudung vollständig auf's Pflaster geworfen werden.

Würden nun aber 330 Menschen ein Jahr lang mit der Her-

stellung von ordinärem Shirting, Tuch u. dgl. beschäftigt, so würde ihr Arbeitsertrag nicht nur ihnen selbst gute und genügende Kleidung verschaffen, sondern sie wären auch im Stande, so viel zu produziren, daß sie noch eine mehr als doppelt so große Zahl ihrer Mitmenschen einkleiden könnten!

Ein anderes Beispiel!

Da baut sich irgend ein reicher Mann ein Schloß, eine Villa mit der inneren Einrichtung kostet diese Wohnung, angenommen 300,000 Thaler. Das repräsentirt also wieder ungefähr die Jahresarbeit von 1000 Menschen, die aufgewendet worden ist, um eine Familie die Wohnung zu bauen und einzurichten! Wie viel einfache, aber gesunde und lustige Wohnungen mit der nöthigen Einrichtung könnten nicht von diesen 1000 Menschen in einem Jahre gebaut werden!

So aber wohnen die Leute in ungesunden, dumpfigen Räumen ohne Luft und ohne Licht, eng zusammengepfercht, die verschiedenen Geschlechter, Erwachsene und Kinder, in demselben Raume schlafend, kochend, wohnend, oft gar noch arbeitend!

Und Alles, was diese Arbeiter an Wohnung, Nahrung, Kleidung verbrauchen, es ist das Arbeitsprodukt ihrer Arbeitsbrüder, welche durch ihre Arbeit so viel Produkte herstellen müssen, die auch ihre, dem Luxus und der Vergeudung dienenden Genossen miterhalten werden!

So läßt sich Beispiel an Beispiel reihen, und aus jedem die unwiderlegliche Wahrheit zu Tage, daß alle bei der Produktion der Luxusartikel beschäftigten Arbeiter ihren Arbeitsertrag an die reichen Leute abgeben und vom Ertrag der Arbeit ihrer Brüder leben müssen.

Wir wollen gern zugestehen, daß der Begriff „Luxusartikel“ kein feststehender, unbedingt abzugrenzender ist. Sachen, welche noch vor einem Menschenalter für Luxusgegenstände angesehen wurden, sind durch vermehrte und verbesserte Produktion zu billigeren oder minder eingeführten Consumtionsartikeln geworden; es sind sogar zugegeben werden, daß durch die erst bei der heutigen Produktionsweise eingetretene Massenerzeugung immer mehr Luxusgegenstände zu allgemeinen Consumtionsartikeln gemacht worden sind und auch ferner noch gemacht werden.

Das ändert aber an der Thatsache gar nichts! Mag ein rohen Volke der Gebrauch der Seife als ein Luxus erscheinen, mag leider die Mehrzahl der Arbeiter noch das Lesen von Zeitungen, mag die überwiegende Majorität der Bourgeoisie das Kaufen von belehrenden vollswirtschaftlichen Werken für unnütze Luxus halten; mag man in Folge davon dort die Seifensabrikanten Arbeiter, hier die Setzer und Drucker als Luxus-Arbeiter

trachten — immer wird sich die eben ausgesprochene Ansicht bewahrheiten.

Wo die Mehrheit des Volkes den Gebrauch von Seife und Zeitungslektüre noch für einen Luxus hält, werden auch die mit der Herstellung dieser Artikel beschäftigten Arbeiter, wenn nicht ganz, doch in der Hauptsache für die Minderzahl arbeiten und nur einen verschwindend kleinen Antheil am Verbrauch der von ihnen erzeugten Artikel haben.

Während also unter den heutigen Gesellschaftsverhältnissen der sich in wenigen Händen aufhäufende Reichtum und der daraus entstehende übermäßige Luxus nur die Folge hat, daß alle jenem Luxus dienbaren Arbeiter von ihren Arbeitsbrüdern mit erhalten werden müssen, weil ihr ganzer Arbeitsertrag von den wenigen reichen Leuten consumirt wird, würde eine vernunftgemäße Organisation der Gesellschaft den Culturfortschritt, der im Luxus enthalten sein soll, erst zur Erscheinung bringen.

Sobald nämlich die Arbeit der Menschen so produktiv geworden ist, daß nicht mehr jeder Einzelne seine volle Arbeitskraft einsetzen braucht, um nur den nöthigsten Lebensunterhalt zu gewinnen, kann die frei werdende Arbeit selbstverständlich nicht nur zur Vermehrung, sondern auch zu besserer, sorgfältigerer und geschmackvollerer Ausführung verwendet werden. Dann übt der Gebrauch der Allen zugänglichen, nun besser und kunstvoller gearbeiteten Waaren Einfluß auf die Ausbildung des Schönheitsinnes; die Masse des Volks, welche Theil haben kann und Theil hat an allen Verschönerungen und Verbesserungen, wird empfänglich gemacht für Kunst und Wissenschaft, und die durch vermehrte und verbesserte Produktion übrig bleibende Zeit kann zur geistigen Ausbildung benutzt werden.

Während heute geistige Ausbildung sowohl wie der Genuß der kleineren Luxusartikel mehr oder minder ein Monopol des Reichtums ist, würde Bildung und Genuß für Alle ermöglicht werden können, wenn eine vernünftige Gesellschaftsorganisation die Genußmittel gleichartiger herzustellen und gleichmäßiger zu vertheilen gestattet.

Dann würde sich auch sofort zeigen, daß die von der Böslichkeit erfundene und von der Dummheit nachgeschwazte Behauptung, daß der Sozialismus die Cultur vernichten müsse, ein großartiger Unsinn ist.

Der Luxus wird unter vernünftigen Menschen als ein Bildungsmittel immer gepflegt und vermehrt werden, aber nicht als ein Monopol für Wenige, sondern als ein berechtigter Genuß für Alle.

Wie sehr das möglich ist, dafür bietet uns die Geschichte ein

leuchtendes Beispiel. Niemals und nirgendwo hat der Sinn Schönheit, Kunst und Wissenschaft in höherer Blüthe gestanden als im alten Athen; dort war durch strenge Gesetze dem Privaluxus gesteuert, und die Folge davon zeigte sich in dem öffentlichen Wohlstande aller Bürger gemeinsamen Luxus: in den Bau- und Bildwerken, welche noch heute als unerreichbare Muster unserer Künste vor-schweben!

Die Fortschritte in der Technik, die Einführung des Dampfes und der Maschinen haben eine gewaltige, früher für unmöglich gehaltene Arbeitersparang bei der Produktion der großen Consumartikel herbeigeführt; die hierdurch frei gewordene Arbeitskraft richtiger gesagt, die für die Herstellung jener Consumartikel nicht mehr nöthigen Arbeiter dienen unter den jetzigen Gesellschaftsverhältnissen dem unnützen Luxus weniger Menschen und werden auf's Pflaster geworfen, sobald die vernunftwidrige Bergewerthung plötzlich aufhört; bei einer vernünftigeren Gesellschaftsorganisation wie sie der Sozialismus anstrebt, werden dagegen alle Fortschritte in dem Produktionsverfahren nur benützt werden, um Allen ein besseres, auskömmlicheres Leben zu verschaffen und Allen Gelegenheit zu bieten, den Geist und Sinn für Wissenschaft und Kunst zu bilden.

Dann wird auch der Luxus Allen gleich zugänglich und befriedigend, segensreich wirken und ein Mittel werden zur Erreichung des Zieles, welches Aristoteles als den Zweck des Staates bezeichnete, und welches wir als den Zweck des Sozialismus betrachten:

„Die Erlangung eines würdigen und glückseligen Lebens für Alle!“ —

III.

Die Vertheilung des Arbeitsertrages.

Alle Menschen leben durch den Verbrauch von Waaren, welche durch die Thätigkeit der produktiven Arbeiter hergestellt werden. Der Gesamtarbeitsertrag der produktiven Arbeiter reicht, wie wir früher gezeigt haben, zur Erhaltung aller Menschen aus; die Vertheilung dieses Gesamtarbeitsertrages unter die Einzelnen richtet sich aber nicht nach der Menge der geleisteten Arbeit, sondern dieselbe nun in der Erzeugung von Waaren oder in Dienstleistungen, sondern jeder Einzelne erhält so viel, als er verdienen kann. Mit andern Worten, die Menge des Geldes, welches der Einzelne als Einkommen erwirbt, bestimmt seinen Antheil am Gesamtarbeitsertrag.

Es giebt nun sehr verschiedene Arten von Einkommen. Wir
 zuerst die große Classe der eigentlichen Lohnarbeiter, welche
 Tagelohn oder Stücklohn von den Unternehmern beschäftigt
 sind; dann finden wir die Leute, welche gegen ein festes mo-
 nathliches oder jährliches Gehalt arbeiten, also alle Staats- und
 Gemeinde-Beamten, Handlungs-Gehülffen, Lehrer, Pfaffen und
 Aemter; ferner erhalten viele Menschen ihr Einkommen als
 Vergütung für einzelne Dienstleistungen, wie die Aerzte; vielfach
 finden wir auch, daß neben einem festen Gehalt noch besonderes
 Einkommen für gewisse Arbeiten gewährt wird. Alle diese Arten
 Einkommen haben das Gemeinsame, daß in ihnen das Ein-
 kommen als ein Lohn für geleistete Arbeit erscheint.

Dann finden wir das kaufmännische Einkommen, welches durch
 Profit beim Handel mit Waaren entsteht; billig einkaufen
 und theuer wieder verkaufen ist hier die Parole. Die Differenz
 zwischen dem Einkaufspreise und dem Verkaufspreise fließt in die
 Tasche des Kaufmanns, sie bildet seinen Verdienst, sein Ein-
 kommen.

In gewisser Hinsicht ist dies Einkommen auch eine Art Lohn,
 denn beim Betriebe des Handels immer eine Arbeit, eine Thätig-
 keit, die notwendig ist; wir wollen damit aber durchaus nicht gesagt
 haben, daß die Handelsprofite so ohne Weiteres als durch ehr-
 liche Arbeit verdient anzusehen sind. Im Gegentheil müssen wir,
 gestützt auf die Erfahrungen der alten und besonders der neuesten
 Zeiten behaupten, daß im Handel beinahe mehr unehrlicher als ehr-
 licher Verdienst erzielt wird, und daß bei den heutigen Gesell-
 schaftszuständen das Wort Franklin's: „Handel ist Prellerei“ mehr
 als je eine Wahrheit ist.

Endlich finden wir, daß Einkommen erworben wird ohne alle
 Mühe, ohne alle Arbeit, nur durch den Besitz. Wer eine
 Summe Geldes besitzt und sie ausleiht, bezieht Zinsen; wer ein
 Grundstück, einen Acker, einen fischreichen See besitzt, und einem
 Andern zur Benutzung überläßt, bezieht Miethe oder Pacht. Die
 Geldverleiher wie die Pächter benutzen den geliehenen oder gepachteten
 Gegenstand zur Production, sie ziehen aus dem zeitweiligen Besitz
 ein Einkommen, das ohne das Kapital nicht entstände, sie be-
 ziehen also einen Kapital-Gewinn, von dem sie einen Theil als
 Miethe oder Pacht an die Geldverleiher oder Verpächter abgeben.
 Wir wollen hier das Verhältniß der Kapital- und Grundstücks-
 besitzer zu den Unternehmern unbeachtet lassen; wir brauchen für
 unseren Zweck nicht zu untersuchen, ob Kapitalisten und Unter-
 nehmer den erzielten Kapitalgewinn gerecht unter sich vertheilen;
 wir wollen nur zeigen, daß in dem Bezuge von Kapitalgewinn

überhaupt ein Unrecht liegt, indem durch denselben der Arbeiter am Arbeitsertrage geschmälert wird.

Alles in Geld bezogene Einkommen, gleichgültig auf welches Rechtstitels es erworben ist, ob es als Lohn, Gewinn, oder Zins, Rente, kurz als Kapitalgewinn erworben wird vom Besitzer zum Ankauf von Waaren benutzt; der Theil erspart und wieder zinstragend angelegt werden oder immerhin wird das Gesamt-Einkommen in Geld nicht tot gelegt, sondern zum Ankauf von Waaren benutzt. — Theilt nun das Einkommen in zwei große Abtheilungen, in Einkommen welches einen Lohn für geleistete Arbeit darstellt und in Einkommen welches ohne Arbeit gewonnen worden ist, so erkennt man daß diese beiden Abtheilungen sich in den Gesamtarbeitstheilen, indem jede nach dem Verhältniß ihrer Größe durch in den Besitz eines entsprechenden Theiles des Arbeitsertrages vorhandenen Waaren, gelangt. Je größer also in einer Nation Einkommen aus arbeitslosem Erwerb ist, desto kleiner wird der Antheil der Arbeiter am Gesamtprodukt; je geringer dieses Einkommen, desto größer wird der Antheil der ehrlichen Arbeiter.

Wir wollen uns die Sache ziffermäßig klar machen und annehmen, der Gesamtarbeitsertrag sei gleich 100 bestimmten Einheiten und das Gesamteinkommen betrüge auch grade 100 Einheiten. Dann fällt auf jede Einheit an Einkommen auch eine Einheit vom Gesamtarbeitsertrag. Betrüge nun das arbeitslose Einkommen 50 von jenen Einheiten, so bleibt für die ehrliche Arbeit die Hälfte des Arbeitsertrages übrig, die andere Hälfte der arbeitslose Erwerb für sich ein. Fällt das arbeitslose Einkommen auf 25 Einheiten und das Arbeitseinkommen bleibt bei 50 stehen, so erhält Ersteres nur noch ein Drittel, Letzteres schon zwei Drittel vom Gesamtertrage.

Sobald also der arbeitslose Erwerb, der Bezug von dem Gewinn aufhört, erhält jeder Arbeiter einen größeren Antheil vom Gesamtertrage, ganz abgesehen davon, daß alle, heute vom arbeitslosem Erwerb lebenden Menschen dann arbeiten müßten, durch den Arbeitsertrag wieder noch vergrößert würde.

Der Kapital-Gewinn, mag er nun unter dem Namen Zins, Rente, Pacht oder Unternehmergeinn auftreten, tritt also ohne alle Gegenleistung den Antheil der ehrlichen Arbeiter vom Gesamtertrage.

In diesem Sinne enthält also das alte Wort: „Zinsen sind diebstahl“, noch heute volle Wahrheit, denn alles durch Zins, Rente, Pacht oder Kapitalgewinn bezogene Einkommen, nimmt den Arbeitern, sowohl denen, welche Waare erzeugt haben, als

nenen, welche gesellschaftliche Dienste leisten, einen Theil ihres Arbeitsertrages weg.

Wir sind natürlich weit davon entfernt, jeden Menschen, der Zins oder Pacht bezieht, persönlich für einen Dieb an dem Arbeitsertrag der Gesamtheit zu halten; der Fehler liegt in der Institution, in den heutigen Rechts- und Eigenthumsverhältnissen, welche sich geschichtlich entwickelt haben, und für deren Existenz kein Einzelner, ja selbst keine Klasse von Menschen verantwortlich gemacht werden kann; nicht wegzuleugnen ist aber die Thatsache, daß jeder Capitalbesitzer, selbst der Arbeiter, der wenige Thaler in die Sparkasse gelegt hat und dafür Zinsen bezieht, Theil nimmt an der Schwämmerung, welche sich bei Theilung des Gesamtarbeitsertrages durch Vorwegnahme des auf den Kapitalgewinn fallenden Betrages, am Antheil der Arbeiter vollzieht.

Wie groß diese Verkürzung des Antheils der ehrlichen Arbeit am Arbeitsertrage ist, vermögen wir für unsere deutschen Verhältnisse aus Mangel umfassender statistischer Nachrichten nicht zu berechnen; es läßt sich jedoch annehmen, daß unsere Zustände in dieser Hinsicht denen Englands nur um Weniges nachstehen. Ueber Englands Verhältnisse giebt uns nun ein Werk des dortigen Nationalökonomens und Statistikers Dudley Baxter genaue Auskunft.

(Wir citiren nach Dr. Dühring: *Cursus der National- und Sozialökonomie.*)

Von den 800 Millionen Pfund Sterling, welche das Gesamteinkommen der englischen Nation bilden, entfallen auf den Arbeiterstand 300 Millionen Pfund, und 500 Millionen bezieht die übrige Gesellschaft. Der Antheil der Arbeit beträgt also nur $\frac{3}{8}$ des Nationaleinkommens, d. h. der Summe aller Bodenrente, Kapitalgewinne, Zinseinkünfte, Gehälter und Löhne. Die übrigen $\frac{5}{8}$ vertreten hauptsächlich die Besitzrente und was ihr ähnlich ist. Wenn hier ein Irrthum möglich, so kann er das Verhältniß nur noch ungünstiger gestalten, da die höheren Einkommen leicht unterschätzt werden können, die Löhne dagegen nach Quellen veranschlagt sind, bei denen eher eine Ueberschätzung vorausgesetzt werden kann.

Ihr volles Gewicht erhalten diese Zahlen aber erst, wenn man sie mit der Kopfszahl der zugehörigen Bevölkerung vergleicht. Mit dem kleineren Antheil von $\frac{3}{8}$ müssen sich 23 Millionen Menschen begnügen, während der größere Antheil von $\frac{5}{8}$ von 7 Millionen Menschen bezogen wird. Der Arbeiterstand beträgt also seiner Anzahl nach mehr als $\frac{3}{4}$ der gesammten Bevölkerung, und die übrigen Classen belausen sich mit ihrer Kopfszahl noch nicht ganz auf $\frac{1}{4}$. Käme es also auf das persönliche Element an, so wäre der Arbeiterstand den nicht arbeitenden Gesellschaftselementen drei-

fach überlegen. Bei einer nach der Kopfzahl vorgenommenen Vertheilung würde der Arbeiterstand $\frac{3}{4}$, also gerade doppelt so viel Antheil am Gesamteinkommen haben, als heute.

Die Löhne und Gehalte aller Arbeiter sind aber unter sich noch so sehr verschieden, daß Einzelne verhältnißmäßig schon sehr reichlich bezahlt werden, andere ein eben auskömmliches Einkommen beziehen und nur die große-Masse in ganz bedrängter Lage sich befindet. Da nun die beiden ersten Gruppen eine Verdoppelung des Einkommens nicht beanspruchen können, würde durch einen Ausgleich das Einkommen der schlechtestgestellten Arbeiter nicht bloß verdoppelt, sondern sogar verdreifacht werden können, selbst wenn der arbeitslose Erwerb noch den vierten Theil des Gesamteinkommens für sich behalten dürfte.

Man sieht aus diesen Angaben ziffermäßig, wie sehr durch die heutigen Gesellschafts-, Produktions- und Eigenthumsverhältnisse dem materiellen und damit natürlich auch dem geistigen Aufschwung der Arbeiter entgegengearbeitet wird; jede ehrliche Prüfung dieser Zustände muß zu der Ueberzeugung führen, daß dieselben im höchsten Maße ungerecht und daher auf die Dauer unhaltbar sind.

Nebenbei widerlegen die statistisch unanfechtbaren Zahlen Baxter's die vielfach verbreitete und meist in gutem Glauben angenommene Meinung, daß ein Ausgleich des Einkommens den ärmeren Classen um deswillen keinen Vortheil zu bringen vermöchte, weil die Zahl der reichen Leute und der Gesamtbetrag ihres Einkommens relativ viel zu gering sei, um durch Vertheilung unter die Millionen von armen Leuten für den Einzelnen eine irgendwie nennenswerthe Verbesserung herbeizuführen.

Wenn nun schon ein einfacher Ausgleich des Einkommens unter den Classen der Arbeiter und Capitalisten eine Verdoppelung des bisherigen Einkommens der Arbeiter herbeiführen müßte, so würden die hieraus entstehenden indirekten Folgen noch eine bedeutende Erhöhung des Wohlstandes der Arbeiter verursachen.

Das Einkommen der Capitalisten würde, wenn wir die Baxter'schen Zahlen festhalten, von $\frac{5}{8}$ auf $\frac{1}{4}$ des Gesamteinkommens ermäßigt, also $\frac{3}{8}$ dieses Betrages würden dem Arbeiterstande Gute kommen, dem Capitalistenstande entzogen. Damit wäre die Möglichkeit genommen, eine Anzahl von Arbeitern zu persönlichen Dienstleistungen und zur Luxusfabrikation zu wenden; dieselbe Geldsumme aber, welche heute zur Bezahlung des Luxus und der Dienstboten aufgewendet wird, würde dann von den Arbeitern zum Ankauf von besseren Lebensmitteln, Kleibern, Wohnung und dergleichen verwendet; durch die vermehrte Nachfrage nach diesen Consumartikeln würde die Produktion derselben durch Beschäftigung aller Dienstboten und Luxusarbeiter

vermehrt und es somit ermöglicht werden, die auf den Einzelnen fallende Portion zu vergrößern!

Diese Zustände, die wir für England ziffermäßig nachzuweisen vermögen, finden sich, mehr oder minder stark ausgebildet überall, wo die modernen Rechts-Eigenthums- und Produktionsverhältnisse in Geltung stehen; Abhülfe kann also nur durch Abänderung dieser Verhältnisse herbeigeführt werden.

Die Gegner des Sozialismus, vor allen die Spar- und Harmonieapostel wollen dem nicht abzuleugnenden Mißstande dadurch abhelfen, daß sie die Arbeiter zum Sparen ermuntern; dieselben möchten also aus den Arbeitern kleine Capitalisten machen. So vernünftig und empfehlenswerth es nun auch für die Privatwirthschaft des Einzelnen ist, sich durch Sparen einen Rothgroschen zurückzulegen, so wenig vermag ein allgemeines Sparen der Arbeiter die Gesamtlage derselben als Classe zu verbessern.

Angenommen, die Redensarten des Herrn Julius Schulze, der jedem Arbeiter ein hübsches Häuschen mit Gärtchen und netter Einrichtung, dazu noch einen erklecklichen Rothgroschen als Resultat seines Sparrezeptes verspricht, würden wirklich einmal zur Wahrheit; — woran natürlich Niemand glaubt, selbst Julius Schulze nicht; — wäre denn in der Classenlage dadurch irgend etwas gebessert?

Die Arbeiter nehmen zwar im Kleinen Theil an der durch den Kapitalgewinn an dem Arbeitsertrage der ehrlichen Arbeit vollzogenen Theilung; je größer aber dieser Capitalgewinn im Verhältniß zum Gesamtarbeitslohn ist, desto geringer wird ja, wie wir bewiesen haben, der Antheil der Arbeiter am Arbeitsertrag. Wenn wirklich alle Arbeiter unter den heutigen Verhältnissen durch Sparen zu kleinen Capitalisten werden, so wird ihnen, als Classe, das, was sie an Zinsen gewinnen, am Lohn wieder abgezogen; freilich nicht immer am direkten Geldlohn, aber immer an dem, ihnen auf Grund des Arbeitsrechts zustehenden Antheil am Gesamtarbeitsertrag.

Gründliche Abhülfe kann also nicht durch die Rezepte der Spar- und Harmonieapostel, sondern nur durch den Sozialismus geschafft werden, welcher nicht, wie die Gegner dummer und verwegener Weise behaupten, eine allgemeine Theilung herbeiführen, sondern der heute auf Grund des Kapitalgewinns bestehenden ungleichgerechten Theilung ein Ende machen will.

IV.

Der Werth der Waare.

In der heutigen Zeit, in welcher Jeder seine Arbeitskraft, oder wenn er auf eigene Rechnung produziert, das Produkt derselben verkauft und mit dem Erlöse wieder dasjenige einkauft, was er gebraucht, taucht flüchtig die Frage auf: Was ist wohl die Werth der oder jene Waare werth? Wir sprechen außerdem von dem Werth einer neuen Erfindung, von dem Werth der Freundschaft, von dem Werth einer erhaltenen Nachricht, eines geleisteten Dienstes, von dem Werth des Lebens und der Gesundheit; kurzum, wir gebrauchen das Wort „Werth“ alle Augenblicke und müssen uns daher von nünftiger Weise eine klare Vorstellung von dem damit bezeichneten Begriffe machen.

Für jeden Sozialisten aber, für jeden, der den wirthschaftlichen Zusammenhang der menschlichen Gesellschaft, die Ziele und Zwecke der Parteien und Klassen im Staate begreifen will, ist die Klärung der Vorstellung des Werthbegriffes der Springpunkt, von dem aus seine Studien und seine Kritik des Bestehenden beginnen muß.

„Es gehört aber viel Philosophie dazu, um das zu verstehen, was man täglich sieht“; die Unklarheit, welche bis in die neueste Zeit über den Werthbegriff bestanden hat, und der erst durch Carl Marx ein Ende gemacht ist, bildet eine treffende Illustration zu diesem berühmten Ausspruch Rousseau's.

„Der Reichthum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktion herrscht, erscheint als eine ungeheure Waarensammlung. Wir beschäftigen uns daher zuerst mit der Untersuchung, woraus der Werth einer Waare besteht. Die Waare ist ein Ding, ein Besitzgegenstand.

„Die Benutzung eines jeden Besitzgegenstandes ist nun zweifach doppelte. In beiden wird das Ding als solches benutzt, aber nicht in derselben Weise als solches. Der erste Gebrauch ist der direkte, dem Dinge eigenthümliche, der andere dagegen nicht der Natur des Dinges fremd, wie man z. B. einen Schuh zum Anziehen und zum Tauschmittel brauchen kann. In beiden Fällen wird der Schuh benutzt. Denn wer an einen andern, welcher den Schuh bedarf, diese für Geld oder Lebensmittel hingiebt, benutzt zwar den Schuh als Schuh, aber nicht in der ihm eigenthümlichen Weise, weil er nicht des Umtausches wegen gemacht ist.“

Die vorstehende, von Aristoteles vor 2200 Jahren gegebene Erklärung des Unterschiedes zwischen dem Werth eines Dinges für den direkten Gebrauch und dem Werth desselben Dinges für den Tausch gilt noch heute als erster Grundsatz in der Volkswirthschaft.

mals wurde die Waare, der Schuh, nicht des Umtausches wegen gemacht, damals wurde zuerst für den eigenen Bedarf produziert und nur Ueberschüssiges vertauscht; heute jedoch wird, und das ist ein Kennzeichen der kapitalistischen Produktion, nur produziert, um das Produkt zu vertauschen.

Jedes Ding nun, welches vertauscht werden soll, muß für irgend einen andern Menschen begehrenswerth sein, muß ein Bedürfniß befriedigen, mag dies Bedürfniß sehr realer Natur sein, wie der Hunger, oder sehr eingebildeter Natur, wie die Ordenssucht. Was absolut unbrauchbar ist, will kein Mensch nehmen; jede Waare muß also zu gebrauchen sein, sie muß Gebrauchswerth haben. Nur Dinge, welche Gebrauchswerth haben, sind Waaren.

Aber nicht alles, was Gebrauchswerth hat, ist Waare. Licht, Luft, Sonnenschein, ein Trunk Wasser aus der Quelle sind für alle Menschen Mittel zur Befriedigung sehr realer Bedürfnisse, und doch sind diese Dinge nicht Waaren. Sie sind eben in solcher Menge vorhanden, daß sie für Jeden ohne alle Anstrengung oder Arbeit zugänglich sind; sobald das Wasser aber erst geschöpft und zur Stadt gebracht, sobald zu seiner Erlangung also Arbeit aufgewendet wurde, ist es nicht mehr umsonst zu haben, es hat neben dem natürlichen Gebrauchswerth noch einen durch Arbeit erzeugten Werth erhalten; es ist damit Waare geworden, hat also den Werth einer Waare, den Waarenwerth, Tauschwerth bekommen.

Der Tauschwerth setzt also das Vorhandensein des Gebrauchswerthes voraus; Gebrauchswerth aber, an dem keine Arbeit haftet, kann nie Tauschwerth werden. Arbeit, nützliche Arbeit ist also Vorbedingung des Tauschwerthes.

Worin besteht nun der Tauschwerth selber?

Wenn wir uns das an einem Beispiele klar machen wollen, müssen wir dasselbe in seiner einfachsten ursprünglichsten Form wählen; wir lassen daher den Begriff des Geldes bei Seite und nehmen an, daß der Tausch direkt vor sich gehe, daß also Waare gegen Waare vertauscht wird.

Ein Leinweber hat 20 Ellen Leinwand gewebt, die er nicht selbst gebraucht; ein Schneider hat einen Rock gemacht, den er auch nicht nöthig hat; der Leinweber braucht einen Rock, der Schneider Leinwand; sie tauschen ihre Produkte aus, weil beide annehmen, 20 Ellen Leinwand sind so viel werth, wie ein Rock.

Der Weber arbeitet weiter und tauscht sich allmählich verschiedene Waaren gegen Leinwand ein; nehmen wir an, er giebt 20 Ellen Leinwand für einen Tisch, ebenso viel für 100 Pfd. Brod, ebenso viel für 40 Scheffel Kohlen und endlich tauscht er sich noch für fernere 20 Ellen Leinwand eine Bibel ein.

Bei jedem einzelnen Tausch ist der Werth der vertauschten Waare gleich groß; wir finden also, daß 20 Ellen Leinwand im Werthe gleich sind einem Rock, ferner einem Tisch, dann 100 Pfd. Brod, 40 Scheffel Kohlen und endlich einer Bibel. Zusammenge-
schrieben giebt das folgenden Preiscourant:

20 Ellen Leinwand	=	1 Rock
20 " "	=	1 Tisch
20 " "	=	100 Pfd. Brod
20 " "	=	40 Scheffel Kohlen
20 " "	=	1 Bibel.

Alle diese Waaren sind Gebrauchsgegenstände, welche ganz verschiedene menschliche Bedürfnisse befriedigen; Brod dient zur Nahrung, Leinwand und Rock zur Kleidung, der Tisch zur Ausrüstung die Kohlen zur Heizung der Wohnung, die Bibel zur Befriedigung religiöser Gefühle. So verschieden wie ihr Zweck, ist auch der Stoff, aus dem diese Waaren gemacht sind; aber alle stellen sich uns dar als Verbindungen nützlicher Arbeit mit Naturstoffen. Die Verschiedenartigkeit dieser Verbindungen von Arbeit und Naturstoff ermöglicht erst die Austauschbarkeit, denn Niemand tauscht Rock gegen Rock, Leinwand gegen Leinwand aus; nur Produkte verschiedener selbstständiger Arbeiten tauschen sich gegen einander aus, werden Waare.

Untersuchen wir diese Waaren näher, so finden wir, daß in der Leinwand Weberarbeit enthalten ist, welche den, landwirtschaftlicher Arbeit entsprungenen Flachß verwandelt hat; im Rock sitzt Schneiderarbeit, Tuchmacherarbeit und Wolle, welche letztere wieder ein durch landwirthschaftliche Arbeit gewonnenes Naturprodukt ist; im Tisch sitzt Tischlerarbeit, forstwirthschaftliche Arbeit und Holz; im Brod sitzt Bäckerarbeit, Müllerarbeit und Rohstoff von Roggen, der wieder Produkt landwirthschaftlicher Arbeit ist; in der Kohle haben wir Bergmannsarbeit, in der Bibel sitzt Papiermacher-, Setzer-, Drucker-, Buchbinder- und Schriftsteller-Arbeit.

Diese einzelnen Arbeiten sind aber so verschiedener Natur, daß man in ihnen nichts Gemeinsames zu erkennen vermag, als das Eine, daß sie menschliche Arbeit überhaupt darstellen, daß sie verschiedene Arten der Bethätigung menschlicher Arbeitskraft sind. Der gesunde Mensch kann durch Unterweisung und Übung in jeder dieser so sehr verschiedenen Arbeiten zu verrichten erlernen; je einfacher und leichter die Arbeit, um so schneller, je complizirter und schwieriger, um so langsamer wird sie gelernt werden.

In all den oben genannten Waaren: der Leinwand, dem Rock, dem Tisch ic. steckt also zwar an sich verschiedene Arbeit, nämlich betrachtet aber nur ein größeres oder geringeres Quantum allgemeiner menschlicher Arbeit. Das ist das Einzige, was alle gemein-

sam in sich stecken haben; da man aber doch nur Gleichartiges mit einander vergleichen kann, und die Waaren gleichen Tauschwerth haben sollen, so muß das in ihnen steckende Gleichartige, die allgemein menschliche Arbeit, das sein, was wir Tauschwerth nennen.

Es steckt aber in den Waaren nicht bloß Tauschwerth schlecht hin, sondern auch eine gleich große Menge von Tauschwerth; es muß also auch in ihnen eine gleich große Menge allgemein menschlicher Arbeit enthalten sein. Die Menge der Arbeit, welche ein Mensch leistet, wird gemessen nach der Zeit, welche er dazu verwendet; wir können also bestimmen, wie viel Stunden Weberarbeit in der Leinwand, wie viel Stunden Schneiderarbeit im Rock steckt. Weberarbeit ist aber von Schneiderarbeit verschieden; landwirthschaftliche Arbeit ist leichter zu erlernen als Schriftstellerarbeit; es steckt gewissermaßen in jeder Stunde, die der Weber oder Tischler arbeitet, noch ein Theil der Zeit drin, die er zur Erlernung seiner Arbeit aufwenden mußte; die Stunde Tischlerarbeit ist also, sagen wir, doppelt so intensiv als die Stunde Arbeit eines Ackerknechtes. Noch deutlicher wird dies Verhältniß bei der Schriftstellerarbeit. Letzterer muß Jahre lang die allgemeine Vorbildung genießen, dann Monate lang speziellen Studien obliegen, bis er im Stande ist, ein Werk zu schreiben, dessen bloßes Niederschreiben in wenigen Stunden vollendet ist. In diesen wenigen Stunden sitzen alle übrigen, vorher zum Studium aufgewendeten Stunden mit drin; eine Stunde Schriftstellerarbeit repräsentirt also, sagen wir, zehn Stunden allgemein menschlicher Arbeit.

So lassen sich die einzelnen Arten der Arbeit auf ein größeres oder geringeres Maß allgemein menschlicher Arbeit reduzieren; die nach Zeit gemessene Menge allgemein menschlicher Arbeit, welche in der Waare enthalten, in ihr zu fester Form geronnen ist, bildet den quantitativ bestimmten Tauschwerth.

Der Tauschwerth ist die in der Waare enthaltene „allgemein menschliche Arbeit, gemessen nach Zeit.“

Nehmen wir nun an, unser Weber lasse sich bei Herstellung der nächsten 20 Ellen Leinwand Zeit und gebrauche daher zu ihrer Fertigstellung gerade doppelt so viel Stunden wie sonst; wenn er nun deshalb vom Nachbar Schneider zwei Röcke verlangen wollte, weil doppelt so viel Arbeit in der Leinwand stecke, so würde ihm ungefähr die Antwort werden: Es bleibt sich ganz gleich, wie viele Stunden Du an der Arbeit gefessen hast; durchschnittlich kann man 20 Ellen in x Stunden machen, also haben Deine 20 Ellen Leinwand auch nur den Werth, als ob sie in dieser Zeit hergestellt worden wären.“

Nicht die Zeitdauer, welche der Einzelne zur Herstellung eines einzelnen Stücks gebraucht, bestimmt den Tauschwerth, derselbe hängt vielmehr ab von der „gesellschaftlich zur Herstellung der Waare nothwendigen Zeit.“

Der Tauschwerth besteht also in der „gesellschaftlich nothwendigen, allgemein menschlichen Arbeit, gemessen nach Zeit“ — die in der Waare vergenständlicht worden ist.

Zur Erläuterung diene noch Folgendes: Gesezt, es haben sich zu einer Zeit doppelt so viel Weber an die Arbeit gemacht als früher, es ist also auch doppelt so viel Leinwand da, als gebraucht wird; es sinkt ihr Werth, der Schneider verlangt 40 Ellen für seinen Rock, denn es war nur die Hälfte der Arbeit „gesellschaftlich nothwendig“, und es haben daher in diesem Falle 2 Stunden nur so viel Werth, als sonst 1 Stunde erzeugt.

Die Gesellschaft braucht eine bestimmte Quantität Weberarbeit wird nun doppelt so viel geleistet, so ist die Hälfte überflüssig man kann aber den einzelnen Ellen Leinwand nicht ansehen, welche von ihnen grade die überflüssig produzierten sind, daher sinkt der Werth jeder einzelnen Elle so gut, wie der Gesamtwerth der ganzen Leinwand, — ein Fall, den Kaufmann, Fabrikant und Arbeiter bei den durch sogenannte Ueberproduktion erzeugten Handelskrisen oft genug kennen gelernt haben.

Versezen wir uns in die Zeit zurück, in der nur Handweber betrieben und daher der Werth der Leinwand höher war als jetzt. Da wird plötzlich eine Maschine erfunden, welche die Arbeit bedeutend verringert; von nun an steckt in der Leinwand wieder nur so viel Tauschwerth, als zu ihrer Herstellung nach der verbesserten Arbeitsmethode Zeit gesellschaftlich nothwendig war; nicht die Zeit, welche die Handweber zur Herstellung der Leinwand gebrauchen, sondern die Zeit, welche durchschnittlich zur Herstellung derselben gesellschaftlich nothwendig ist, bildet den Tauschwerth.

Durch Einführung der Maschinen ist der Werth einer Menge von Produkten so bedeutend ermäßigt worden, daß die Produktion durch Handarbeit dabei nicht mehr bestehen konnte; das ist ein weiteres erläuterndes Beispiel für die Richtigkeit der Marx'schen Definition des Tauschwerthes.

Wie reimt sich aber, kann man fragen, diese Erklärung mit der Thatsache zusammen, daß ein zufällig gefundener Diamant ein Goldklumpen doch unbedingt Tauschwerth haben, ohne daß der Erwerb, das Finden, dem Finder irgend welche erhebliche Arbeit gemacht hat?

Scheinbar wird mit diesem Einwurf die Behauptung widerlegt, daß die Naturstoffe keinen Tauschwerth besitzen, aber auch scheinbar. Der gefundene Goldklumpen hat denselben Tauschwerth

den eine gleiche durch Arbeit aus der Erde gegrabene Quantität Gold besitzt, nicht mehr, nicht minder. Er hat den Werth, d. h. in ihm steckt genau so viel gesellschaftlich nothwendige Arbeit, als man zur Gewinnung einer gleich großen Quantität Gold gebraucht. Wie man der einzelnen Elle Leinwand nicht ansehen kann, ob mehr oder weniger Arbeit in ihr steckt, so kann man dem Gold nicht anmerken, ob es gefunden oder bergmännisch gewonnen ist; selbst wenn man weiß, daß es ohne Arbeit durch Zufall gefunden ist, gilt es doch ebensoviel, wie alles andere Gold, weil der Tauschwerth in der allgemein menschlichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, gemessen nach Zeit, besteht, welche in der Waare geronnen, festgeworden, zur Arbeitsgallerte erstarrt ist.

Im Allgemeinen erscheint der Tauschwerth nur bei dem Austausch verschiedener Waaren zwischen verschiedenen Menschen; bei strengem Nachdenken findet man aber, daß selbst ein von allen anderen Menschen isolirt lebender Robinson die von ihm erzeugten Gebrauchswerthe in derselben Weise individuell gegen einander abschätzen wird, wie es in der Gesellschaft gesellschaftlich geschieht.

Robinson muß Alles, was er gebraucht, selbst herstellen; er macht also abwechselnd Schneider-, Tischler-, Müller-, Bäcker-, landwirthschaftliche und forstwirthschaftliche Arbeit; immer ist es der Mensch Robinson, der diese Arbeiten als verschiedene Arten seiner allgemein menschlichen Arbeit verrichtet. Wenn seine Hütte in Brand geräth, wird er selbstverständlich diejenigen Arbeitsprodukte zuerst zu retten suchen, deren Herstellung ihm die meiste Zeit gekostet haben; er wird also die Werthschätzung seiner einzelnen Besitzgegenstände nach dem Maß seiner in ihnen enthaltenen allgemein menschlichen Arbeit vornehmen. Hat er aber zur Herstellung eines Tisches mit seinem Steinbeil 20 Tage arbeiten müssen, so wird er, sobald er in den Besitz eiserner Werkzeuge gelangt ist, den Tisch nicht mehr als das Produkt einer 20tägigen Arbeit schätzen, weil er ihn nun in einem Tage mit Leichtigkeit anfertigen kann.

Auch bei dem isolirt lebenden Menschen hängt das Maß des Werthes nicht von der in dem einzelnen Gegenstande in der That enthaltenen Arbeit, sondern von der zur Zeit der Abschätzung zur Wiederherstellung nothwendigen Arbeitszeit ab; lebte Robinson nicht außerhalb aller Gesellschaft, so würde man ohne Zweifel behaupten können, daß er auch ohne zu tauschen den Werth seiner eigenen Arbeitsprodukte untereinander bestimmen würde nach der in ihnen enthaltenen allgemein menschlichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, gemessen nach Zeit.

Die Marx'sche Erklärung des Werthbegriffs ist somit unbedingt zutreffend, da sie für alle irgend denkbaren Fälle paßt; wir werden

sehen, daß die aus dieser Erklärung mit logischer Consequenz abgeleiteten Schlußfolgerungen die wissenschaftliche Begründung und Rechtfertigung der Forderungen des Sozialismus enthalten.

V.

Der Werth der Dienstleistung.

Die Volkswirtschaft als Wissenschaft ist die Lehre von der Production, Vertheilung und Consumtion der wirtschaftlichen Güter; sie hat sich daher auch nur mit der Untersuchung der Gesetze beschäftigt, nach welchen diese wirtschaftlichen Güter, die Waaren, produziert, vertheilt und consumirt werden. Deshalb trennte auch Adam Smith die menschliche Arbeit in Beziehung auf ihre Resultate in productive und in unproductive Arbeit, oder um unsere eigene Bezeichnung dieser beiden Klassen zu gebrauchen in Waare erzeugende Arbeit, und in solche Arbeit, welche bei Verrichtung nützlicher Dienstleistungen angewendet wird.

Nur die erste Abtheilung, die productive, Waare erzeugende Arbeit galt als das eigentliche Gebiet der volkswirtschaftlichen Untersuchungen; die zweite Klasse der Arbeit wurde mit mehr oder weniger Recht als nicht zur Volkswirtschaft gehörig betrachtet.

Unseres Wissens hat zuerst der Franzose Dunoyer in seinem Werk über die Freiheit der Arbeit den Gedanken ausgesprochen, daß auch die moralischen Fähigkeiten als werthbildende Elemente zu betrachten seien; die Nutzenanwendung dieses Gedankens hat der Volkswirtschaft selbstverständlich ein bedeutend größeres Gebiet überwiesen.

Bastiat, der in der Absicht, den Sozialismus zu bekämpfen, den Dienst als das allein werthbildende Element in der Volkswirtschaft darzustellen suchte, griff die Idee Dunoyer's begierig an und behauptete, jede Thätigkeit, auch die des Kapitalisten, werthbildend wegen der in ihr enthaltenen Dienstleistungen; der Kapitalist, der die Arbeiter beschäftigt, leistet ihnen einen großen Dienst, hat also auch ein Anrecht an den großen Kapital-Gewinn.

Nachdem Passalle in seinem Bastiat-Schulze in ähnlicher Weise wie vor ihm Rodbertus, die Verkehrtheit der Bastiatischen Theorie bloßgelegt, wird so leicht Niemand mehr behaupten, der Werth der Waare bestehe in den Diensten, welche ihre Besitzer durch Hingabe der Waare leisten; die Volkswirtschaft im engeren Sinne des Wortes hat sich seitdem wieder auf Untersuchungen im Bereich der wirtschaftlichen Güter beschränkt.

Die entwickelte menschliche Gesellschaft gebraucht aber außer dem für Alle zum Leben unbedingt nöthigen Sachgütern auch eine Menge von Dienstleistungen; im Stadium der heutigen Kultur-entwicklung würde es für die Gesellschaft geradezu unmöglich sein, ohne diese Dienstleistungen weiter zu bestehen; eine wirkliche Gesellschaftswissenschaft wird also ihre Untersuchungen auf das Gebiet der Dienstleistungen ausdehnen und die Gesetze feststellen müssen, nach denen sich die Production und Consumtion derselben regeln; vor allen Dingen wird zu untersuchen sein, in wie weit von einem Werth der Dienstleistungen die Rede sein kann und worin dieser Werth eigentlich besteht.

Die oberflächlichen Phrasen des Manchesterthums über dies Thema verdienen selbstverständlich nicht als Vorarbeiten einer wirklichen Gesellschaftswissenschaft bezeichnet zu werden; dem gelehrten Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus, Carl Marx, war es vorbehalten, auch hier durch seine Untersuchungen Bahn zu brechen und gewissermaßen die ersten Bausteine zu einer neuen Wissenschaft zu liefern.

Jede wahre Gesellschaftswissenschaft hat sich die Frage zu beantworten, in welcher Weise eine vernünftige und gerechte Vertheilung der Genußgüter ermöglicht werden kann; gerecht und vernünftig wird eine Vertheilung nur dann genannt werden können, wenn dem Gesetz von Leistung und Gegenleistung Rechnung getragen wird und also jeder nach Verhältniß seiner Leistungen Antheil am Gesamt-Arbeitsertrag erhält; es muß also festgestellt werden, in welchem Verhältniß die Dienste leistende Klasse der Menschen berechtigt ist, theilzunehmen am Arbeitsertrage der Waare-erzeugenden Arbeiter. Es wird also zu untersuchen sein, in welchem Verthverhältniß die Dienstleistungen zu der Waarenproduktion stehen.

Der Werth jeder Waare besteht, wie wir wissen, in der allgemeinen menschlichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, gemessen nach Zeit, welche in der Waare enthalten ist. Sobald eine Waare durch neue Arbeit verändert, durch Arbeit von einem Ort zum andern geschafft wird, tritt ihr ebenso viel neuer Werth hinzu, als sie allgemein menschliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeit, im gemessen nach Zeit neu in sich aufgenommen, verschluckt, cristallisiert hat.

Das ist der Werth der Waare; sehen wir nun zu, worin der Werth der Dienstleistung besteht.

Zu diesem Zwecke wollen wir uns einige Beispiele in der Art wählen, daß zuerst eine Arbeit genommen wird, bei der es zweifelhaft ist, ob man sie zu der produktiven oder zu der unproduktiven Arbeit rechnen muß; dann aber nehmen wir die Untersuchung an

einem anderen Falle vor, der unzweifelhaft reine Dienstleistung unproduktive Arbeit darstellt. Stimmen die Resultate beider Untersuchungen überein, so dürfen wir annehmen, daß der Werth der Dienstleistung richtig definiert ist.

Worin, fragen wir, besteht, wie groß ist der Werth einer gepflasterten Straße?

Eine derartige Anlage ist keine Waare; sie kann nicht verkauft oder vertauscht werden (wenn nicht der Grund und Boden mit verkauft wird), man ist also in Zweifel, ob man die Arbeit, welche zur Herstellung einer derartigen Straße angewendet worden ist, produktive oder unproduktive Arbeit, Waare erzeugende Arbeit oder Dienstleistung nennen soll. Die zur Herstellung der Straße nöthige Erdarbeit, das Brechen und Behauen der Steine, das Legen und Feststrammen des Pflasters nach dem von einem Feldmesser genau den Höhenverhältnissen entsprechend ausgearbeiteten Plane bilden zusammen die in der fertigen Straße enthaltene Arbeit; die Steine sind unzweifelhaft eine Waare, die Feldmesserarbeit kann unzweifelhaft nicht als Waare angesehen werden; wir haben hier also ein Beispiel, bei welchem wir nicht bestimmt behaupten können, in welche Klasse von Arbeit es gerechnet werden muß.

In all den Arbeiten finden wir aber wieder verschiedene Thätigkeiten allgemein menschlicher Arbeitskraft; die eine dieser Arbeiten ist schwerer zu erlernen als die andere; diese erfordert mehr Aufwand an Lebenskraft als jene; die eine repräsentirt daher auch mehr allgemein menschliche Arbeit wie die andere; die Gesammtsumme der Arbeit läßt sich also als eine Summe allgemein menschlicher Arbeit, gemessen nach Zeit, darstellen. Der Werth der fertigen Straße erscheint also genau wie bei einer Waare als das Quantum allgemein menschlicher Arbeit, gemessen nach Zeit, welches zur Herstellung der Straße angewendet wird.

Die bei der Arbeit gebrauchten Werkzeuge sind aber allmählich vervollkommnet worden; mit besseren Werkzeugen läßt sich leichter, schneller und besser arbeiten als mit schlechten; die Zeit, welche zur Herstellung einer gepflasterten Straße nöthig ist, bleibt sich also nicht immer gleich, sondern ist abhängig von der Entwicklung der technischen Hilfsmittel.

Zu einer Zeit, wo man die Steine aus den Steinbrüchen nicht anders als mit dem Meißel und Schlägel gewinnen konnte, steckte in einem Quantum Pflastersteine mehr Arbeitszeit als jetzt, wo man die Felsen mit Pulver sprengt; das Anfahren durch die Eisenbahn kostet weniger Arbeit als der Transport auf ungeteerten Wegen; der Werth der Straße hängt daher, genau wie der Werth der Waare, nicht ab von der zur Herstellung derselben verwendeten, sondern von der dazu gesellschaftlich nothwendigen

Der Werth der Straße besteht also in der in ihr enthaltenen allgemein menschlichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, gemessen nach Zeit.

Nehmen wir nun ein Beispiel einer reinen Dienstleistung.

Ich will einem Freunde eine Nachricht zukommen lassen, schreibe einen Brief und sende damit einen Boten ab. Den Gang kann jeder gesunde Mensch machen; der Dienst, den mir der Bote leistet, wird also nicht höher zu veranschlagen sein, als die Arbeit, der Gang, Zeit erfordert, und der Werth der Dienstleistung besteht also in der zur Verrichtung der Dienstleistung aufgewendeten allgemein menschlichen Arbeit, gemessen nach Zeit.

Wohnt nun aber mein Freund viele Meilen weit von mir, so sende ich keinen Boten, sondern gebe den Brief auf die Post und bezahle heute für die Beförderung auf eine Entfernung von, sage 100 Meilen, nur 10 Pfennige. Der Preis, den ich bezahlen müßte, und der ja als Maßstab des Werthes dient, wenn ich einen Boten senden wollte, würde tausendmal höher sein; in Folge der rationellen Organisation des Postbetriebes werden aber Millionen Briefe gemeinschaftlich befördert; der Gesamttransport aller Briefe wird nun von einer Anzahl Menschen besorgt, und besteht daher der Werth dieses Gesamttransportes, der Werth der Dienstleistung der Post, in der auf allgemein menschliche Arbeit reduzierten Arbeit aller Postbeamten.

Der Werth der Dienstleistung, welche in der Beförderung meines einzelnen Briefes liegt, ist also nur ein verschwindend kleiner Theil jenes Gesamtwertes; nicht die wirklich zur Beförderung des einen Briefes nothwendige, sondern die nach der jeweiligen Cultur-Entwicklung gesellschaftlich nothwendige, allgemein menschliche Arbeit, gemessen nach Zeit, bildet den Werth des Dienstes, den mir die Post durch Beförderung meines Briefes geleistet hat.

Nehmen wir noch das Beispiel, nach welchem ein Arzt mir einen Dienst dadurch erzeigt, daß er meine Gesundheit wieder herstellt.

Die Zeit, welche der Arzt auf die Krankenbesuche verwendet, ist freilich eine sehr kurze; es wird auch Niemanden einfallen, den Werth der Cur nach der vom Arzte aufgewendeten Zeit in der Weise zu berechnen, daß er diese Zeit auf Stunden reduziert; wir sehen aber, daß gewohnheitsmäßig die Aerzte nach der Zahl der von ihnen gemachten Krankenbesuche bezahlt werden. Es wird damit gesellschaftlich anerkannt, daß die Zeit, die der Arzt verwendet, als Maßstab des Werthes seiner Dienstleistungen gilt; daß gewissermaßen Stücklohn stattfindet. Um aber Mediziner werden zu können, ist eine lange Studienzzeit nothwendig; es steckt

in der Arbeit, die der Arzt leistet, also ein größeres Quantum früher auf das Studium verwendeter Zeit, d. h. die Arbeit des Arztes ist höher qualifizirt als die eines Ackerknechtes; man wird also anerkennen, daß in einer Stunde Arztarbeit eine vielfache Stundenzahl allgemein menschlicher Arbeit enthalten ist; der Werth der Dienstleistung des Arztes wird sich also reduzieren lassen auf die dabei verausgabte allgemein menschliche Arbeit, gemessen nach Zeit.

Hätten wir nur eine Universität in Europa, an der man Medizin studiren könnte, so würde dies Studium mit sehr vielen mehr Schwierigkeiten verbunden sein, als heute; es würde Jeder, der dort studiren wollte, vorher die dortige Sprache erlernen, dann hin- und herreisen müssen; es steckte dann mehr allgemein menschliche Arbeit in der Dienstleistung des Arztes als heute. Die enormen Vergütigungen, welche Ärzte erhalten, die nach unentwickelten Ländern gehen, zeigen deutlich, daß der Werth ihrer Dienstleistungen dort ein höherer ist als bei uns, weil dort mehr gesellschaftlich nothwendige Arbeit im Studium des Arztes steckt, wie bei uns.

Der Werth der Dienstleistung des Arztes besteht also eben so wie jeder andere Werth, in der allgemein menschlichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, gemessen nach Zeit, welche in der Dienstleistung enthalten, zu ihrer Verrichtung aufgewendet ist.

Die von Carl Marx gegebene Definition des Werthes der Waare paßt also, wie wir gezeigt haben, auch auf den Werth der Dienstleistungen; in dieser Werththeorie besitzen wir nun den Maßstab, der vernünftigerweise bei der Vertheilung der Genußmittel der Waaren, angelegt werden muß.

Der Leser möge sich nicht daran stoßen, daß es nicht möglich ist, genau anzugeben, wie viel allgemein menschliche Arbeit in einem Stück einer höher qualifizirten Arbeit, in einer Dienstleistung oder einer Waare enthalten ist. Die Untersuchungen der Wissenschaftler haben vorerst noch nicht den Zweck, einen zahlen- oder rechnungsmäßigen Maßstab für die praktische Wirthschaft zu entwerfen; sind aber nothwendig, um die Grundprinzipien kennen zu lernen, nach denen sich eine vernunftgemäße Gesellschaft einzurichten haben wird.

Für das Verständniß und die Beurtheilung der heutigen Verhältnisse wird die Definition des Werthes der Dienstleistungen einen nicht zu verkennenden Nutzen gewähren.

Wir haben früher gesagt, daß die Capitalisten als Klasse der Gesellschaft unleugbar jetzt dadurch einen Dienst erweisen, daß sie bestimmen, was und wie produziert werden soll; sie haben dabei auf Grund ihrer, in der Leitung der Produktion bestehenden Dienstleistung

leistung ein unbestreitbares Anrecht auf einen Theil des Gesamt-Arbeitsertrages.

Prüfen wir nun den Werth, den diese Dienstleistungen, reduziert auf allgemein menschliche Arbeit, haben, so sieht wohl Jeder ein, daß nicht allzuviel höhere Arbeit in dem Couponabschneiden oder Quittungschreiben enthalten ist; der Mann, der sein Geld auf eine Hypothek ausleiht, die auf mehrere Jahre feststeht, verrichtet also in diesen ganzen Jahren nur so viel allgemein menschliche Arbeit, als nothwendig war, das Geld unterzubringen, was zumeist in einigen Stunden abgemacht wird; er würde also für den von ihm der Gesellschaft geleisteten Dienst, wenn die Löhnung nach dem Werth des Dienstes bemessen würde, höchstens den Lohn zu fordern haben, der für einen halben Tag ordinärer Arbeit gezahlt wird, während er heute die mehrjährigen Zinsen seines Capitals einsteckt und nach der Lehre der Manchesterländer in diesen Zinsen den entsprechenden Lohn für seine der Gesellschaft geleisteten Dienste bezieht.

Der Werth des Dienstes besteht aber nicht in der wirklich angewendeten, sondern in der zu der Dienstleistung gesellschaftlich nothwendigen Arbeit. Heute bestimmt nun Jeder, mag er viel oder wenig Geld besitzen, in welcher Weise sein Geld angelegt werden, d. h. in welcher Weise dasselbe bei der Produktion benutzt werden soll; Hunderttausende verwenden also Zeit auf die Bestimmung und Leitung der Produktion; sie leisten damit der Gesellschaft Dienste, deren Werth sich nach der bei dieser Arbeit angewendeten Zeit bemißt.

Bei einer vernunftgemäßen, dem Bedürfniß der Consumtion planmäßig angepaßten Produktion, wie sie der Sozialismus anstrebt, würde die Bestimmung, was und wie zu produziren sei, von den dazu eingesetzten Behörden ausgehen; es würde dann etwa nur der zehntausendste Theil der Zeit auf diese Bestimmung verwendet werden, die heute durch die Capitalisten darauf verwendet wird; der Dienst der Capitalisten, der für Jahre oft nur in einer Stunde Arbeit besteht, wird dann gesellschaftlich nur noch den zehntausendsten Theil der Zeit nothwendig erfordern, d. h. also, auf Nichts zusammenschrumpfen.

Soweit der Capitalist als Geschäftsführer wirklich bei der Produktion mitarbeitet, leistet er natürlich wirkliche Dienste und hat darauf hin gerechten Anspruch auf Theilnahme am Gesamt-Arbeitsertrag; wir sprechen hier nur von dem Capitalisten, der, wie man zu sagen pflegt, sein Geld arbeiten läßt, d. h. der selber gar nicht arbeitet.

Legt man denselben Maßstab, den wir für den Werth der Dienstleistungen gefunden haben, an die Arbeit der Staatsmänner,

Generale, Geistlichen 2c. und vergleicht damit, in welcher Weise sie durch ihr heutiges Gehalt am Gesamt-Arbeits-ertrag theilnehmen, so wird auch dem blödesten Auge klar, daß die Vertheilung des Arbeits-ertrages durchaus nicht im Verhältniß der geleisteten Dienste stattfindet.

Betrachtet man es als Aufgabe der Gesellschaftswissenschaften einen gerechten Maßstab zur Vertheilung des Gesamt-Arbeits-ertrages zu suchen, so wird man zugestehen müssen, daß durch die von Carl Marx gegebene Erklärung des Werthes der erste Schritt zur Lösung dieses schwierigen Problems gethan ist.

VI.

Falsche Werthvorstellungen.

„Die nationalökonomische Werthvorstellung ist eine Hauptposition, man kann sagen, die entscheidende Position im wissenschaftlichen Streite des Sozialismus und der bürgerlichen Nationalökonomie. Die letztere hat durch Vernachlässigung klarer Werthbestimmungen selbst nicht wenig Schuld daran, daß der Sozialismus mit bestechenden Werth-Theorien dem bürgerlichen Privateigenthum wissenschaftlich sehr nahe auf den Leib zu rücken vermocht hat.“

Professor Schäffle hat mit diesen Worten den Nagel auf den Kopf getroffen; von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Werthbegriffes, wie ihn nach Adam Smith, Ricardo, Carey, endlich Marx festgestellt hat, hängt die wissenschaftliche Begründung der sozialen Forderungen ab; ist die Marx'sche Werth-Theorie richtig, so läßt sich gegen die weiteren Schlußfolgerungen kein Wort mehr einwenden; ist diese Theorie aber falsch, so fällt das ganze System zusammen. Das erkennt auch Professor von Sybel in seinen Vorträgen über die Lehren des heutigen Sozialismus und Communismus an: „Wer ihm (Marx) die ersten Sätze zugiebt, wird unwiderstehlich zur Anerkennung der letzten Folgerungen genöthigt.“

Es scheint daher zweckdienlich, auch einmal die von den Gegnern aufgestellte Werth-Theorie einer Besprechung zu unterziehen, und wollen wir uns daher diese Werth-Theorie, wie die Professoren Schäffle und von Sybel populär formulirt haben, näher ansehen. Es handelt sich dabei natürlich nur um den Tauschwerth.

Professor Schäffle definirt den Werth folgendermaßen:

„Der Tauschwerth ist die Bedeutung eines Gutes, welche aus Anlaß des praktischen Actes des Tauschens von den Tauschenden dem Gute beigelegt wird mit Rücksicht auf den Kostenaufwand, den es den Tauschenden verursacht hat, oder erspart wird, wenn er es eintauscht, und mit Rücksicht auf die Befriedigung, welche durch Veräußerung verzichtet, durch Erwerb erlangt wird. Der Tauschwerth eines Gutes ist stets Produkt sowohl einer Kosten-, als einer Gebrauchswerth-Erwägung, ein Urtheil des mit Rücksicht auf die Arbeit Unlust, mit Rücksicht auf die Befriedigung Lust empfindenden Gefühls.“

Ganz dasselbe sagt, mit anderen Worten, Herr von Sybel:

„Der Tausch ist ein zweiseitiges Geschäft, der Tauschwerth wird nicht durch einen Factor, sondern durch zwei bestimmt, durch das Quantum menschlicher Lebenskraft, das zur Erzeugung der Waare nothwendig ist, und durch das Quantum menschlicher Lebenskraft, das vom Gebrauche der Waare erhofft wird. Er wechselt je nach dem augenblicklichen Verhältniß beider Factoren. Die Energie, die zur Herstellung der Waare schlechterdings erforderlich ist, bezeichnet seine unterste, seine Minimalgrenze, die Energie, die sich in dem augenblicklichen Verlangen nach der Waare ausspricht, seine oberste, seine Maximalgrenze. Das stete Maaß des Tauschwerths ist demnach nicht allein die Zeitdauer der erzeugenden Arbeit, sondern das Verhältniß derselben zu dem Drange des dadurch zu stillenden Bedürfnisses: oder, um es mit einem Worte auszusprechen, die Zweckmäßigkeit der Arbeit ist Quelle und Maaß des Werthes.“

Fassen wir den Inhalt dieser Sätze kurz zusammen, so lautet derselbe:

Der Tauschwerth ist das Produkt der Schätzung von Käufer und Verkäufer. Ersterer nimmt die Schätzung vor unter Berücksichtigung des Nutzens, den das Gut ihm gewähren kann, letzterer unter Berücksichtigung der Arbeit, die die Erzeugung des Gutes gekostet hat. —

Die Gegner behaupten also, der Tauschwerth sei das Resultat einer zweiseitigen Schätzung, folgerichtig ist also überhaupt kein Tauschwerth vorhanden, wenn die zweiseitige Schätzung nicht stattfindet; der Tauschwerth würde also nur im Moment des Tauschens geschaffen, um sofort wieder zu verschwinden.

Kann man denn aber überhaupt etwas schätzen, was gar nicht existirt? Der Tauschwerth einer Waare muß unbedingt vorhanden sein, sonst kann man seine Größe gar nicht schätzen; die Schätzung kann sich also auf gar nichts anderes beziehen, als auf die nicht genau zu messende Größe!

Wenn wir die Ausdehnung eines Körpers nicht genau kennen,

So schätzen wir dieselbe, — entsteht durch unsere Schätzung nur erst die Ausdehnung, oder finden wir nicht vielmehr durch die Schätzung nur das ungefähre Maaß der Ausdehnung? Die Schätzung des Tauschwerthes kann sich immer nur auf seine Größe auf seinen Maaßstab — den Preis — beziehen. Die — bewußte oder unbewußte — Verwechslung von Tauschwerth und Preis hat diese fehlerhafte und falsche Vorstellung vom Tauschwerth entstehen lassen!

Durch die Schätzung von Käufer und Verkäufer kann allerdings kein Tauschwerth entstehen, die Schätzung stellt nur die ungefähre Größe fest. Wäre es anders, so hinge es ja nur von freundschaftlichen Uebereinkommen der Menschen ab, ganz ungenutzte Werthe zu erzeugen; man brauchte ja nur den Sand für ebenso werthvoll zu schätzen als Gold, um unendlich reich zu werden! Wie wenig Einfluß aber die Schätzung auf den Werth ausübt, hat der „Kraach“ wieder einmal recht deutlich gezeigt. Die Actien der Gründungsepoche sind allseitig zu hoch geschätzt worden, und hatten eine Zeit lang viel zu hohe Preise, die dem wirklichen Werthe nicht entsprachen; es wird auch wohl den Herrn Professoren nicht einfallen, zu behaupten, der Werth der Schwindelunternehmungen sei damals wirklich so hoch gewesen, weil man ihn so hoch geschätzt habe und sei jetzt nur deshalb so gering, weil man ihn jetzt so gering schätze; sie werden im Gegentheil zugestehen müssen, daß der Werth damals überschätzt gewesen sei; daraus folgt dann von selbst, daß der Werth nicht das Produkt der Schätzung, sondern eine, von der Schätzung ganz unabhängige Realität ist.

Weil wir heute den Tauschwerth jedes Gutes nach einem durch Gebrauch und Gewohnheit eingeführten Maaßstab, nach Geld messen, erscheint uns Preis und Werth identisch; der Werth liegt aber in der Waare drin, ist in ihr geronnene Arbeitszeit, die beitsgallerte.

Die Gegner gestehen nun zu, daß die Schätzung des Verkäufers sich nach den Kosten der Herstellung richte, — der Käufer schätze aber nach dem Nutzen, den das Gut ihm gewähren werde. Der Tausch ist ein zweiseitiges Geschäft; jeder Käufer ist auch Verkäufer und umgekehrt; ja man kann behaupten, daß der Begriffs „Käufer“ erst ein durch den Begriff „Verkäufer“ entstandener ist. Wer irgend eine Sache kaufen will, muß vorher Geld haben. Niemand kann auf die Idee kommen, eine Sache einzutauschen, wenn er nicht ein Aequivalent besitzt, daß er dafür hingeben mag. Jeder ist also schon Verkäufer, ehe er Käufer sein kann. Da nun jeder, der etwas austauschen will, als Verkäufer den Werth seines Tauschobjekts — die Kaufkraft desselben — bereits abgeschätzt

und kennt, ehe er eine Schätzung des ihm gebotenen Aequivalents vornimmt, muß auf beiden Seiten die Schätzung nach dem Interesse des Verkäufers — d. i. nach der in der Waare enthaltenen Arbeitszeit — vorwiegend sein, sobald nur der Tausch von beiden Seiten als ein vollständig freiwilliger, nicht durch besondere Verhältnisse erzwungener erscheint. Ist der Tausch kein freiwilliger, so kann von Seiten Dessen, der dazu gezwungen ist, eine richtige Werthschätzung überhaupt nicht vorausgesetzt werden.

Machen wir uns das an einigen Beispielen klar.

Im Urzustand, in dem Jeder nur für sich producirt, war der Tauschverkehr ein ganz beschränkter, da von beiden Theilen nur die überflüssig producirten Lebensmittel vertauscht werden konnten. Hat Jemand nun irgend eine Sache überflüssig, so wird der Werth für ihn ein ganz geringer sein — einfach aus dem Grunde, weil die zur Erzeugung verwendete Arbeit nicht nothwendig war. Erst in der kapitalistischen Produktionsweise wird alle Arbeit zur „Erzeugung von Waare“ verwendet; in allen früheren Gesellschafts-Epochen ist die Produktion für den eigenen Bedarf vorwiegend. Daher stellt sich der Tauschwerth auch erst in der Neuzeit in seiner reinsten, ausgeprägtesten Form der Beobachtung dar. Anders gestaltet sich der Tausch in dem Fall, wo der eine Theil schon Waare zum Tausch producirt hat, der andere Theil aber noch den Ueberfluß fortgiebt, — ein Verhältniß, wie wir es im Verkehr der civilisirten mit den uncivilisirten Nationen finden. Hier bestimmt der Waarenbesitzer den Preis; er weiß genau, was ihm die Waare kostet, und bestimmt danach, wie viel der Andere von dem überflüssig Vorhandenen dafür zahlen soll. Der Tauschhandel, wie er an der Westküste von Afrika mit den Negern getrieben wird, bestätigt die Richtigkeit dieser Ansicht, — alte, verlegene Waare wird den Negern gegen ihre Produkte angeschmiert, — nicht das Gefühl der Befriedigung, welches durch den Besitz der Waare erlangt wird, bestimmt die Höhe des Tauschwerths, sondern die schlaue Berechnung des betrügerischen Händlers. Selbst noch in unserer Zeit kann man die Richtigkeit dieser Behauptung an den, auf dem Lande umherziehenden Händlern prüfen, welche die den Landleuten überflüssigen Waaren, Lumpen, Knochen zc. nicht kaufen, sondern gegen werthlose Ringe zc. eintauschen. Da bestimmt immer der wirkliche Waare besitzende Händler den Preis, weil eine richtige Werthschätzung des eigenen Produkts den, überflüssige Erzeugnisse besitzenden Landleuten unmöglich ist.

In den beiden angeführten Fällen, wo Ueberflüssiges fortgegeben wird, ist der Tausch nicht frei, erst dann, wenn Waarenbesitzer dem Waarenbesitzer gegenübersteht, wie das jetzt bei unserem gesellschaftlichen Zustand der Fall ist, kann von einem freien

Tausch, daher auch von einer unbefangenen Werthschätzung die Rede sein.

Daß auch in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen häufig Fälle eintreten, die beim Tausch den einen Theil zwingen, der Forderung des anderen Theiles unbedingt nachzugeben, wie das beim Verkauf der Arbeitskraft, bei Theuerung der Lebensmittel und bei eingetretener Handelsstockung für den Waarenbesitzer gegenüber dem Geldbesitzer der Fall ist, mag hier unberücksichtigt bleiben.

Betrachten wir nun das Verhältniß beim vollständig freien Tausch; wir werden finden, daß nicht die Frage: „Welches Quantum Genußmittel erhalte ich?“ das Entscheidende ist, sondern die Frage: „Was kostet mir die Waare?“ — X braucht einen neuen Rock, weil sein alter schon schlecht wird, — was thut er da? Er erkundigt sich nach dem Preise. Selbstverständlich würde ihm ein Rock vom feinsten Tuch besser gefallen, als einer von ordinärem; X kann aber nach seinen Verhältnissen nur 10 Thlr. für einen Rock jährlich ausgeben, da seine Einnahmen von seinen übrigen Bedürfnissen vollständig aufgezehrt werden. Was ist das Entscheidende bei diesem Tausch? Den geforderten Preis setzt X in ein Verhältniß zu seinen Einnahmen; sage 10 Thlr. sind gleich dem Verdienst einer Woche, also für ihn gleich dem Arbeitsprodukt von einer Woche. Er kann nicht mehr opfern, er kauft für 10 Thlr. den Rock, obgleich er weiß, daß ein Rock für 15 Thlr. besser ist und länger hält, als der gekaufte.

Setze statt des nothwendigen Rockes eine unnöthige Sache, ein Bild zum Zierrath der Stube. In allen Fällen hat der Verkäufer der Waare den Preis nach der darauf verwendeten Arbeit berechnet; der Käufer prüft den geforderten Gelbpreis nach seiner Einnahme, mit anderen Worten, er prüft seine Waare, das Geld, ebenfalls nach der zur Erlangung desselben nöthigen Arbeitszeit.

Die Schätzung des Werthes der eigenen Waare beim Tausch wird also von beiden Theilen nach der zur Erzeugung der Waare gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit vorgenommen, und ist das entscheidende Moment beim Tausch.

Wie wird aber der Werth der eingetauschten Waare geschätzt? Darüber giebt uns die Lehre der bürgerlichen Deconomie über die Concurrnz genügenden Aufschluß. Nach dieser Lehre hat bei vollständig freier Concurrnz jede Waare das Streben sich mit ihrem Preise den Produktionskosten gleichzustellen. Wird zuviel von einer Waare produziert, so sinkt der Preis unter die Produktionskosten, die Fabrikanten hören auf zu produziren, bis der Consum die Waare verschlungen hat; dann ist wieder

wenig auf dem Markt, der Preis steigt über die Kosten und lockt zu vermehrter Produktion.

In der heutigen Gesellschaft sorgt die Concurrnz für das Bekanntwerden der Preise, d. h. der annähernd richtigen Produktionskosten; jeder Käufer kennt also den Durchschnittspreis, d. h. den Werth der in der Waare enthaltenen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit; von einer Schätzung ist da nur noch in ver- einzelten Fällen die Rede.

Es dürfte hiernach klar sein, daß auch die „Schätzung des Tauschwerthes“ von beiden Tauschenden nur Schätzung der Her- stellungskosten, d. h. Schätzung der zur Herstellung der Waare ge- gesellschaftlich nothwendigen Arbeit ist.

Eine andere, aber auf derselben Auffassung von der Schätzung des Käufers beruhende Erklärung lautet bei Sybel:

„Das Maß des Werthes ist die menschliche Arbeit im Verhältniß zu den menschlichen Bedürfnissen, die sie be- friedigt.“

Nach dieser Erklärung muß der Tauschwerth, wenn zur Be- friedigung verschiedener Mengen des menschlichen Bedürfnisses gleiche Mengen Arbeit verwendet werden, da größer sein, wo ein größeres Bedürfniß vorhanden ist. Stellt man also zwei gleich große Quantitäten menschlicher Arbeit in ein Verhältniß zu zwei verschieden großen menschlichen Bedürfnissen, so müssen verschiedene Werthe vorhanden sein, da doch Niemand behaupten kann, ver- schiedene Verhältnisse seien unter sich gleich.

Machen wir diese Begriffsverwirrung an einem Beispiele klar.

Ein halb verhungertes und ein satter Mensch kaufen bei dem- selben Bäcker jeder ein Brod; die Brode sind gleich gut und gleich groß, sind Produkte von gleich viel menschlicher Arbeit. Für den Hungrigen dient das Brod zur Befriedigung eines sehr starken Bedürfnisses, des Hungers; der Satte kauft das Brod, um es zur Mehlwürmerzucht für seine Nachtigallen zu benutzen. Die zwei Brode dienen also zur Befriedigung eines sehr dringenden und eines sehr überflüssigen Bedürfnisses; das Bedürfniß des Hungrigen wird mindestens zehnmal höher zu veranschlagen sein, als das des Satten. Die Brode sind, sagen wir, Produkt einer Stunde menschlicher Arbeit; die „Verhältnisse“ der Arbeit zu dem Bedürfniß drücken sich also aus in der Formel:

1 Stunde Arbeit zu 1 Quantum Bedürfniß und

1 Stunde Arbeit zu 10 Quanten Bedürfniß.

Nun wird selbst Herr von Sybel nicht behaupten, daß diese beiden Verhältnisse gleich sind; liegt aber der Werth in diesen Verhältnissen, so hat das Brod des Hungrigen 10mal mehr Werth als das des Satten; vernünftiger Weise muß dann auch der Preis

des Brodes ebenso verschieden sein, die Bäcker müssen den Preis ihrer Brode nach dem Hunger der Consumenten verschieden halten!

Der Herr Professor spricht, weil ihm die Sache selber nicht klar ist, bald vom Werth, dann wieder vom Maßstab des Werthes; ihm schwebt bald der Tauschwerth, dann wieder der Gebrauchswerth vor, und so kommt er zu der Begriffsverwirrung, in der er Werth mit Preis, Gebrauchswerth mit Tauschwerth verwechselt. Es handelt sich aber hier weder um den Gebrauchswerth, noch um die Erklärung des Preises, sondern um eine Definition des Tauschwerthes, die zu geben der Herr nicht im Stande war, wie wir gezeigt haben.

Um aus der Zwickmühle, in die er gerathen war, heraus zu kommen, faßt Herr von Sybel die Werththeorie schließlich in die Worte zusammen: „Die Zweckmäßigkeit der Arbeit ist Quelle und Maß des Werthes“. Abgesehen von der Ungenauigkeit des Ausdrucks, die wieder Maß des Werthes, d. h. Preis hier hineinmengt, können wir diese Erklärung bestens acceptiren, denn sie sagt dasselbe, wie die von Marx gebrauchten Worte: „gesellschaftlich nothwendige Arbeit“.

Zweckmäßig ist die Arbeit, wenn sie bei möglichst geringem Verbrauch menschlicher Lebenskraft den in der menschlichen Gesellschaft vorhandenen Bedarf an dem betreffenden Arbeitsproducte befriedigt. Der Verbrauch der menschlichen Lebenskraft bei der Arbeit richtet sich nach dem Zustand der mechanischen Hilfsmittel; die Arbeit ist also nur dann zweckmäßig, wenn nicht mehr Lebenskraft verbraucht wird, als gesellschaftlich nothwendig ist. In Bezug auf die menschlichen Bedürfnisse, welche die Arbeit befriedigt, ist sie nur dann zweckmäßig, wenn sie sich diesen Bedürfnissen quantitativ und qualitativ anpaßt, also nur das produzirt, was „gesellschaftlich nothwendig“ ist.

Eine andere, von der französischen Schule aufgestellte Definition des Werthes können wir ganz kurz behandeln. Nach derselben soll der Werth in dem Dienst bestehen, den ein Mensch dem andern beim Tausche leistet. Man braucht nur zu fragen, woran sich denn die verschiedene Größe der Dienste erkennen lasse, um diese Erklärung in ihr Nichts aufzulösen. Wir wissen aus unsrer Untersuchung über den Werth der Dienstleistungen, daß auch hier die Menge der allgemein menschlichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit, gemessen nach Zeit, den Werth ausmacht; in diesem Sinne könnte man also die Erklärung gelten lassen, wenn es nicht widersinnig wäre, eine Erklärung zu geben, welche selbst erst wieder erklärt werden muß. Uebrigens ist es auch nur ein bildlicher Ausdruck, wenn man beim Tausch von Waare von einem Dienst spricht, denn nicht der, welcher mir die Waare giebt, leistet mir

einen Dienst, sondern die Waare selbst thut es, indem ich mich ihres Gebrauchswerthes bediene.

Alle bisher gegen die Marx'sche Werththeorie gebrachten Einwände sind also nicht stichhaltig; so lange aber nicht bewiesen werden kann, daß diese Werththeorie unrichtig ist, so lange ist auch die Entstehung des Mehrwerthes, wie sie Marx erklärt, unwiderleglich, und damit ist denn die wissenschaftliche Begründung und Berechtigung der sozialistischen Forderungen bewiesen.

VII.

Der Preis.

Die verschiedenen Erscheinungen, welche bei den wirthschaftlichen Vorgängen zu Tage treten, lassen sich am leichtesten an Beispielen erläutern und klar machen; wir greifen daher auf das Beispiel von dem Weber zurück, der seine Leinwand gegen verschiedene andere Waaren ausgetauscht hat.

Die Tauschgeschäfte des Mannes stellen sich uns dar in folgendem Preiscourant:

20 Ellen Leinwand	=	1 Noth,
20 " "	=	1 Tisch,
20 " "	=	100 Pfd. Brod,
20 " "	=	40 Scheffel Kohlen,
20 " "	=	1 Bibel.

Sehen wir uns nun einmal die verschiedenen Vorgänge bei diesem Tausche genauer an.

Zuerst treten uns die verschiedenen Personen gegenüber, welche Waare besitzen; sie sind Privateigenthümer dieser Waaren; sie müssen es auch sein, müssen als von einander unabhängige Menschen dastehen, welche freies Verfügungsrecht über die ihnen als Privateigenthum gehörigen Sachen haben. In einem naturwüchsigen Gemeinwesen, mag dasselbe in einer Familie, einer indischen Dorfgemeinde oder einem Inkastaate bestehen, treten sich die Mitglieder nicht fremd, nicht als Waarenbesitzer gegenüber; in einem derartigen Gemeinwesen kommt es nicht zum Tausch. Damit die Menschen Waare gegen Waare austauschen können, müssen sie durch Gebrauch, Gewohnheit oder Vertrag persönlich freie Menschen sein und die Institution des Privateigenthums eingeführt haben.

So selbstverständlich und daher scheinbar überflüssig diese Bemerkung erscheint, so muß sie doch betont werden; wir werden später den Einfluß kennen lernen, den dies Moment beim Tausch der Waare: „Arbeitskraft“ ausübt.

Die Waare selbst muß einen Gebrauchswerth haben, muß eine Sache sein, welche im Stande ist, irgend ein menschliches Bedürfniß zu befriedigen. Eine absolut unbrauchbare Sache nimmt Niemand im Tausch an. Für Denjenigen aber, der die Sache, die Waare, fortgiebt, muß sie entbehrlich sein. Es kommt freilich vor, daß man Sachen im Tausch fortgiebt, die man selber recht gut gebrauchen könnte und nur ungern weggiebt; man nimmt aber von dem Verbrauch Abstand, weil man eine andere Waare, die man durch den Tausch erlangen kann, nöthiger gebraucht oder zu gebrauchen glaubt. Man giebt also beim Tausch immer Entbehrliches weg, um Nothwendiges oder Wünschenwerthes dafür zu erlangen. In diesem Sinne kann man sagen, daß die Sache, welche man im Tausch fortgiebt, für den Gebenden kein Gebrauchswerth, sondern eine zum Zweck der Erlangung von Gebrauchswerth dienende Sache, gewissermaßen bloßes Tauschmittel, verkörperter Tauschwerth sei.

Da sich aber beim Tausch immer zwei Personen gegenüberstellen, die Beide Waaren fortgeben und Beide Waaren zurückerhalten, muß jede Waare immer den doppelten Charakter in sich tragen, Gebrauchswerth zu sein für Den, der sie nimmt, verkörperter Tauschwerth, Tauschmittel, für Den, der sie giebt.

In den Waaren Leinwand, Rock, Tisch, Brod, Kohlen, Bibel sehen wir nun überall diesen doppelten Charakter der Waare; die Leinwand ist für Alle, welche sie eintauschen, ein Gebrauchsgegenstand, während sie dem Weber nur ein Mittel zum Eintausch von Gebrauchsgegenständen ist.

Der Schneider kann aber eben so gut wie der Weber mit seinen Nachbarn Tausch-Geschäfte treiben; nehmen wir an, er tausche dieselben Waaren ein, wie jener, so erhalten wir folgende Liste:

1	Rock	=	20	Ellen	Leinwand,
1	"	=	1	Tisch,	
1	"	=	100	Pfd.	Brod,
1	"	=	40	Scheffel	Kohlen,
1	"	=	1	Bibel.	

Dem Schneider wird der Rock einfaches Tauschmittel, alle anderen Waaren sind ihm nur Gebrauchswerthe. Diese Gebrauchswerthe sind seinem Tauschmittel, dem Rock, aber nur um deswillen gleichwerthig, weil sie in sich, in dem Gebrauchswerth verkörpert, Tauschwerth haben, d. h. weil sie Produkte allgemein menschlicher, gesellschaftlich nothwendiger Arbeit sind.

Sehen wir uns nun die beiden Verzeichnisse der vorgenommenen Austauschungen an, so erscheinen uns bei der letzten Liste alle Waaren bezogen auf die eine Waare Rock. Die verschiedenen

Waaren, in deren Gebrauchswerthe der Tauschwerth verkörpert ist, stellen sich gleich einer einzigen Waare, dem Rock; die Verschiedenartigkeit der Waarenkörper hört auf, sobald der Tausch vor sich geht; aller Tauschwerth concentrirt sich in dem einen Waarenkörper Rock.

Ganz ebenso bei der ersten Liste. Alle Waaren scheinen ihren Werth in der Waare Leinwand zu messen, die Leinwand steht allen anderen Waaren gegenüber als die zum Tausch bestimmte und zum Tausch geeignete Waare. Rock, Tisch, Brod, Kohle, Bibel sind zwar Alles verkörperte Werthe, aber in der verschiedensten Gestalt; bezogen auf die eine Waare, die Leinwand, gewinnen diese verschiedenen Gestaltungen des in den Waaren enthaltenen Tauschwerthes gemeinsame Form; die Waare, in welcher die anderen Waaren ihren Werth messen, wird für Alle gleichmäßig geltendes Tauschmittel, wird die Waare par excellence, wird Geldwaare.

Wie für den Weber und den Schneider ihre eigene Waare nur deshalb Maßstab des Werthes aller anderen Waare wird, weil die Leute diese ihre eigene Waare, jeder die seinige, immerfort und immer wieder zum Tausch benutzen, weil sie nothgedrungen mit dieser Waare alle zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse sonst noch nöthigen Waaren eintauschen müssen, so erscheint uns die Leinwand als vollständige Geldwaare, sobald wir die Tauschliste des Webers umkehren und die Leinwand hinten hin stellen.

Wir haben in diesem Falle folgendes Preisecourant, welches sich nur durch die Namen von unseren in Geld ausgeschriebenen Rechnungen unterscheidet.

	1 Rock kostet	20 Ellen Leinwand
	1 Tisch kostet	20 " "
	100 Pfd. Brod kosten	20 " "
oder	5 " " "	1 Elle "
	40 Scheffel Kohlen kosten	20 Ellen "
oder	2 " " "	1 Elle "
	1 Bibel kostet	20 Ellen "

So entsteht aus den freiwillig oder nothgedrungen sich wiederholenden Tauschgeschäften eine als Maßstab des Werthes der Waare anerkannte Waare, die Geldwaare.

Fassen wir das an dem vorstehenden Beispiele Gezeigte nochmals zusammen.

In dem Gemeinwesen, der Familie, kommt kein Tausch vor; er beginnt erst da, wo diese Gemeinwesen enden, wo sie selbst oder einzelne ihrer Glieder mit fremden Gemeinwesen oder Gliedern fremder Gemeinwesen in Berührung kommen. Das Bedürfniß

nach Gebrauchsgegenständen, welche nur durch Tausch erlangt werden können, setzt sich immer mehr fest; die beständige Wiederholung des Tausches macht denselben zu einem gesellschaftlichen Vorgang, der nur ermöglicht wird, wenn ein Theil der Arbeitsproducte absichtlich zum Zwecke des Austauschens producirt wird.

Sobald nun der Tausch in dieser Weise häufiger stattfindet, werden verschiedene Waaren von verschiedenen Waarenbesitzern ausgetauscht und innerhalb ihres Verkehrs mit einander oder auch mit einer und derselben dritten Waare verglichen. Indem diese dritte Waare als die Verkörperung des Werths aller anderen, in jenem Verkehr zum Umtausch gelangenden Waaren erscheint; indem in dieser Waare alle anderen Waaren ihren Werth ausdrücken, wird sie allgemeine, gesellschaftliche Geldwaare.

Jede Waare kann Geldwaare werden, aber nur wenige Waaren sind brauchbare Geldwaare.

Sehen wir das Beispiel von dem Schneider an, so erscheint der Rock als Geldwaare; wie wenig brauchbar diese Form jedoch ist, leuchtet sofort ein. Für den Rock erhält man 100 Pfund Brod; da man aber den Rock nicht in kleinere Theile zerlegen kann, ohne seinen Gebrauchswerth vollständig zu zerstören, ist es unmöglich, mit der Geldwaare Rock kleinere Einläufe zu machen. Besser taugt, wie oben ersichtlich, schon die Leinwand als Geldwaare; sobald dieselbe jedoch in kleine Stücke zerschnitten wird, verlieren diese Stücke mehr und mehr an Gebrauchswerth, weil sie nicht wieder zu einem Ganzen vereinigt werden können. Die Waare wird also die beste Geldwaare sein, welche in jeder Quantität gleichen Gebrauchswerth hat und sich sowohl leicht in kleine Theile zerlegen, als auch, wenn es wünschenswerth erscheint, wieder in ein Ganzes zusammenbringen läßt. Diese Eigenschaft haben besonders die Metalle, und so sind denn auch die Metalle Gold, Silber, Kupfer, Nickel zu der allgemein anerkannten Geldwaare geworden.

Das ist aber nicht mit einem Schlage geschehen, die Gesellschaft hat im Gegentheil, ebenso wie wir an unseren Beispielen, herumgeprobt, bis sie auf die passende Geldwaare gekommen ist.

Die Nomadenvölker, deren Hab und Gut in Vieh besteht, machen, sobald sie mit anderen Völkern in Berührung kommen, unwillkürlich das Vieh zur Geldwaare. So erzählt uns der alte Homer, daß die Rüstung des Diomedes 100 Ochsen werth gewesen sei; Dracon, der bekannte griechische Gesetzgeber, setzte die Strafen in Vieh fest; wir sehen daraus, daß damals Vieh die Waare war, an welcher der Werth der andern Waaren gemessen wurde. Jägervölker benutzen die Häute des erlegten Wildes als Geldwaare; in einigen Bezirken der englischen Hudsonbai-Compagnie gelten

noch heute die Biberfelle als Geld, als Maßstab des Werthes der andern Waaren. Drei Marbberfelle sind gleich 1 Biber, ein weißer Fuchs gilt 2 Biber, ein schwarzer Fuchs oder Bär gilt 4 Biber, eine Flinte 15 Biber.

In Sparta galt Eisen, im alten Rom Kupfer als die Waare, an welcher die Geldform kleben geblieben war; heute hat sich fast durchweg Gold und Silber als die eigentliche Geldwaare eingebürgert.

Das in der Geldwaare ausgedrückte Maß des Werthes einer andern Waare nennen wir den Preis dieser Waare.

Preis und Werth sind also verschiedene Begriffe. Der Preis einer Waare kann gleich groß sein mit dem Werthe, das heißt, die in der Geldwaare, sage in einem Loth Silber enthaltene, allgemein menschliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeit, gemessen nach Zeit, kann genau so groß sein als die Arbeit, welche in der Waare steckt, deren Preis durch ein Loth Silber, also 1 Thaler, ausgedrückt wird. In den meisten Fällen decken sich jedoch Werth und Preis nicht. Verschiedene Ursachen, z. B. Nachfrage und Angebot, bringen Preisschwankungen hervor, welche bewirken, daß der Preis das eine Mal größer, das andere Mal kleiner ist als der Werth.

Halten wir vorläufig fest, daß der Preis etwas Anderes als der Werth ist. Der Werth ist die in der Waare enthaltene, allgemein menschliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeit, gemessen nach Zeit; der Preis ist nur das in einer andern Waare, der Geldwaare, ausgedrückte Werthmaß, nicht der Werth selbst.

Ein Beispiel wird diesen einfachen, gerade deshalb aber schwer zu verstehenden Unterschied klar machen.

Wir haben einen Platz, der 50 Schritte lang ist. Der Platz hat eine gewisse Ausdehnung, gleichgültig ob wir ihn ausmessen oder nicht. Durch das Ausmessen stellen wir nur fest, in welchem Verhältniß die Länge des Platzes zur Länge unserer Schritte steht. Kommt ein anderer und mißt die Länge mit der Ruthe, dem Fuß, der Elle, dem Meter, so erscheint die Länge des Platzes ausgedrückt in 10 Ruthen, 120 Fuß u. s. w. Die Länge des Platzes bleibt sich immer gleich, der Maßstab wechselt von Schritt auf Ruthe, Fuß oder Elle; der Ausdruck des Maßes verändert sich der Zahl wie dem Maßstab nach; der Ausdruck des Maßes ist also nicht identisch mit der Länge.

Wir messen die Wärme der Luft an der Ausdehnung der Quecksilbersäule im Thermometer. Es ist heute 10 Grad, morgen 12 Grad warm. Die Ausdehnung der Quecksilbersäule ist der Maßstab, an dem wir die Wärme messen; es wird hier aber Niemandem einfallen, zu behaupten, die Ausdehnung der Quecksilbersäule sei die Wärme.

Ganz ebenso verhält es sich mit den Begriffen Werth und Preis.

Gold und Silber sind also die Geldwaare nur deshalb, weil durch Gebrauch und Gewohnheit der Werth aller anderen Waaren in dieser Waare verkörpert erscheint. Zu wirklichem Gelde werden diese Metalle aber erst durch einen neuen, gesellschaftlichen Umlaufgang. Die verschiedenen Mengen des Metalls messen sich auf einander, indem sie sich auf ein bestimmtes, feststehendes Quantum auf eine Maßeinheit beziehen, die im Gewicht gegeben ist. Sprunglich wird daher das Geld gewogen, seine Menge nach dem Gewicht bestimmt. Später wird es gemünzt, es wird durch ein Stempel die Gewichtsmenge des in dem Stück enthaltenen Metalls bescheinigt. Allmählig erhalten die einzelnen Stücke besondere Namen, Thaler, Gulden, Mark — und zuletzt verschwindet dem Namen der Begriff; wir rechnen heute im Verkehr ja vielfach ohne einmal zu wissen, daß diese Münznamen weiter sind, als Bezeichnungen für bestimmte Mengen von Gold oder Silber.

Das geprägte Geld verliert in diesem Verkehr vollständig das Wesen der Waare; es wird eine über der Waare thronende Macht ohne welche der Verkehr selber unmöglich erscheint. Es beherrscht den Tausch und die Waare. Denn an der Waare klebt, ehe vertauscht wird, schon von ihrer Entstehung an, der imaginäre Geldwerth, der noch nicht erzielt, sondern nur gewünscht ist, wie in den Schaufenstern die Zettel mit den Preisen an den aufgehängten Kleidungsstücken. Ob die Waare überhaupt verhandelt wird oder nicht, sie existirt im Verkehr nur als ein Ding, welches nur einen Geldwerth darstellt, aber nicht eher wirklich Geld wird, als bis die Verwandlung in Geld durch den Tausch stattgefunden hat. Diese Waare kostet 10 Thaler, jene 10 Silbergroschen — so stellt sich der Preis in der Vorstellung jedes Käufers und Verkäufers dar als ein Quantum Geld.

Die edlen Metalle sind nun aber selber Waare; sie können ihren Werth nur wieder an anderen Waaren messen. Ihr eigener Werth besteht in der, zu ihrer Production nothwendigen gemein menschlichen Arbeit und drückt sich dieser Werth in jeder anderen Waare aus, in welcher ebenso viel Arbeitszeit enthalten ist. Man lese die einzelnen Posten eines Preiscurantes rückwärts und man findet die Werthgröße des Geldes in allen möglichen Waaren ausgedrückt. In den californischen Golddistrikten, denen Gold in größerer Menge gewonnen wird, ohne daß der Fiskus den natürlichen Verlauf des Verkehrs durch sein Monopol verhindert, verkauft der Goldgräber sein Gold nach dem Gewichte

gegen Waare, und der Preis des Goldes fällt und steigt, wie der jeder anderen Waare.

Aber nicht nur der Preis, sondern auch der Werth des Goldes kann steigen und fallen. Sobald zur Gewinnung einer bestimmten Menge Gold weniger allgemein menschliche Arbeit aufgewendet zu werden braucht als früher, fällt der Werth; das ist nach der Entdeckung und Ausraubung Amerika's durch die Spanier in gewaltigem Maße, nach der Aufschließung der californischen und australischen Goldfelder in deutlich sichtbarer Weise geschehen. Wenn nun aber der Goldwerth fällt, so sinkt natürlich auch der Werth des Geldes, obgleich sich der eingebildete Werth der einzelnen Stücke, z. B. der Friedrichs'or, noch eine Zeit lang halten kann, weil eben der Begriff der Geldwaare für die Mehrzahl der Menschen nicht mehr existirt und ihnen der Friedrichs'or immer gleich viel zu sein scheint, gleichgültig, ob der darin enthaltene Werth, in Silber gemessen, höheren oder geringeren Preis erzielt.

Doch wir haben es hier nicht mit den besonderen Eigenthümlichkeiten des Geldes zu thun; wir hatten nur zu zeigen, wie die Geldwaare entsteht, und daß der Preis einer Waare das in der Geldwaare ausgedrückte Maß des Werthes dieser Waare, mit andern Worten, daß der Preis der Waare nur der Geldname des in ihr vergegenständlichten Quantum's gesellschaftlicher Arbeit ist.

VIII.

Das Kapital.

Wer dem sachlich geführten Streit des Sozialismus mit dem Liberalismus aufmerksam gefolgt ist, wird bemerkt haben, daß die Ansichten dieser Parteien über den Werth und die Wirksamkeit des Kapitals sich gradezu diametral gegenüberstehen.

Die Sozialisten behaupten, das Kapital sauge den Arbeiter aus, nehme ihm den größten oder doch einen großen Theil seines Arbeitsertrages ohne irgend eine Gegenleistung weg und trage deshalb die Schuld an der Zunahme des Elends und der Massenarmuth; das Kapital müsse daher bekämpft werden. „Kampf gegen das Kapital“ — ist die Parole geworden, an welcher sich sozialistisch gesinnten Arbeiter erkennen.

Der Liberalismus erklärt dagegen, das Kapital sei die segenspendende Göttin, ohne welche die Menschheit sich nicht aus dem Zustande der Rohheit emporzarbeiten vermocht habe; das Kapital halte und ernähre die Arbeiter; mit der Zunahme des Kapitals

erhebe sich die Menschheit immer mehr zu allgemeinem Wohlstand zu größerer Bildung und Gefittung; Förderung der Kapitalansammlung sei also durch das gemeinsame Interesse Aller geboten und als Feind der Menschheit, als Zerstörer der fortschreitenden Cultur müsse Jeder betrachtet und behandelt werden, der den Kampf gegen das Kapital predige.

Abgesehen von denen, welche aus klar erkanntem Eigennutze den Sozialismus bekämpfen, haben wir noch eine große Zahl von Gegnern, welche die vorstehend ange deuteten Ansichten deshalb theilen, weil sie unter Kapital etwas Anderes verstehen als die Sozialisten.

Die Volkswirtschaft hat es nämlich bisher versäumt, Definitionen der Begriffe aufzustellen, welche in jeder volkswirtschaftlichen Abhandlung gebraucht werden; jede Debatte muß in ein leeres Wortgefecht ausarten, sobald Meinungsverschiedenheiten über die Grundbegriffe bestehen. Wenn man über eine Frage vernünftig debattiren will, müssen sich beide Theile über die Grundbegriffe verständigen, damit der Eine nicht über den Andere jenes mit demselben Worte meint; Begriffe sind volkswirtschaftliche Rechenpfennige, deren Werth fest tarifirt sein muß.

Der Liberalismus hat nun eine andere Vorstellung von dem Begriff: Kapital, als der Sozialismus.

Sehen wir uns also zuerst die Erklärung an, welche der Liberalismus dem Begriff „Kapital“ giebt; wir werden das Bessere thun können, als durch Wiedergabe der betreffenden Stellen aus den: „Volkswirtschaftlichen Harmonien“ von Bastiat, die Bastiat noch heute als der Apostel des wirtschaftlichen Liberalismus gilt, seine Schriften noch heute von den Anhängern des Liberalismus als Evangelium betrachtet werden.

Bastiat schreibt: „Der vereinzelte Mensch wird niemals denken, von seiner Arbeit etwas zu verlangen, was er unmittelbar aus den Händen der Natur entgegen nehmen kann. Er geht nicht eine Stunde weit nach Wasser gehen, wenn sich eine Quelle bei seiner Hütte befindet. Aus demselben Grunde wird er überall wo es seiner Arbeit bedürfte, so viel als möglich natürliche Kräfte zu verwenden suchen.

„Deshalb wird er zu einem Kahn das leichteste Holz verwenden um das Gewicht des Wassers zu benutzen. Er wird sich bemühen ein Segel daran anzubringen, damit ihm der Wind die Last des Ruderns erspare u. Um aber solchergestalt die Natur sich dienstbar zu machen, bedarf man gewisser Werkzeuge.

„Sobald Robinson entschlossen ist, das Werkzeug zu fertigen, wird er bemerken, daß der gute Wille allein nicht genügt, es zu machen, braucht man Werkzeuge; um Eisen zu schmieden

Eisen, und so fort von Schwierigkeiten zu Schwierigkeiten bis zu einer ersten Schwierigkeit hinauf, welche unlösbar erscheint. Dies beweist, wie außerordentlich langsam die Kapitalien sich im Anfang bilden mußten, und in welchem ungeheurem Verhältniß die menschliche Anstrengung zu jeder Befriedigung erforderlich war.

„Das ist aber noch nicht Alles. Um Arbeitswerkzeuge zu fertigen, bedarf man, selbst beim Vorhandensein des nöthigen Handwerkszeuges, noch der Stoffe. Aber fast immer setzt der Besitz dieser Stoffe eine vorherige lange und verwickelte Arbeit voraus, wie die Verarbeitung der Wolle, des Leins, Bleies, Eisens u. dgl.

„Auch dies ist noch nicht Alles. Während der Mensch so arbeitet in der einzigen Absicht, sich die spätere Arbeit zu erleichtern, thut er nichts für seine täglichen Bedürfnisse. Diese bilden aber eine ununterbrochene Reihe; man muß sich jeden Tag kleiden, nähren und vor Wind und Wetter bedecken. Robinson sieht also ein, daß er nicht früher etwas zur Unterjochung der Naturkräfte thun könne, als bis er Vorräthe gesammelt hat. Er muß jeden Tag doppelt thätig auf der Jagd sein, er muß einen Theil der Beute bei Seite legen und sich Entbehrungen auferlegen, um die nöthige Zeit zur Herstellung des beabsichtigten Arbeitswerkzeuges zu gewinnen.

„Werkzeuge, Stoffe und Vorräthe, das wird ohne Zweifel Robinson sein Kapital nennen.“

Kürzer und präziser noch definiert Bastiat den Begriff des Kapitals in seiner Schrift: Kapital und Verzinsung. Er sagt da:

„Einige Leute bilden sich ein, daß Kapital blos Geld sei; und eben deshalb sprechen sie ihm alle Erzeugungsfähigkeit ab; denn allerdings sind Thalerstücke nicht mit der Kraft begabt, sich durch Begattung zu vermehren. Aber es ist nicht wahr, daß Kapital gleichbedeutend sei mit Geld. Vor der Entdeckung der Edelmetalle gab es schon Kapitalisten in der Welt, und ich wage zu behaupten, daß damals, so wie jetzt, Jedermann mehr oder weniger Kapitalist war.

„Was ist denn Kapital? Es besteht aus dreierlei Dingen. Erstens aus Stoffen zur Verarbeitung, insofern dieselben, wegen irgend einer darauf verwendeten Mühe, nicht ohne Vergütung überlassen werden, also einen Werth haben, z. B. Wolle, Flachs, Leder, Seide, Holz u. dgl.

„Zweitens aus Werkzeugen, deren sich die Menschen zur Verrichtung der Arbeit bedienen; Handgeräth, Maschinen, Schiffe, Fuhrwerk u. dgl.

„Drittens aus Vorräthen, welche man während der Dauer jeder Arbeitsverrichtung verbraucht; Lebensmittel, Kleidungsstücke, Häuser u. dergl.

„Ohne diese Dinge wäre die Menschenarbeit unergiebig, wie fast gar nichts schaffen; und doch haben diese Dinge selber lange Arbeit erfordert. Darum legt man einen so hohen Werth auf den Besitz derselben, und aus ebendenselben Gründe ist völlig rechtmäßig, sie auszutauschen und zu verkaufen, einen Gewinn aus ihnen zu ziehen, wenn man sie selber verwendet, oder eine Vergütung dafür zu fordern, wenn man sie einem Andern leiht“.

Der Liberalismus sieht also schon in allen Borräthen, Stoffen und Werkzeugen Kapital; in diesem Sinne kann man freilich behaupten, daß Jedermann von jeher Kapitalist gewesen ist, denn so weit unsere Kenntniß des früheren Zustandes der Menschheit reicht, bis in das Alter der Steinzeit und der Pfahlbauzeit haben die Menschen immer Werkzeuge, wenn auch der rohesten Art besessen, haben in allen Zonen der Erde sich Borräthe sammeln, Kleider und Wohnungen anfertigen müssen.

Wenn das schon Kapital ist, hat der Liberalismus nicht das Recht, in jedem Arbeiter einem Kapitalisten zu sehen, denn irgend ein Kleidungsstück, seine Blöße zu decken, hat in unserem Alter jeder Mensch. Während sich aber Bastiat doch noch begnügt, nur alle Menschen zu Kapitalisten zu ernennen, geht einer unserer lehrtesten Ökonomen, Herr Professor Roscher in Leipzig, einen Schritt weiter und versetzt, nicht etwa in seiner Ironie sondern in vollem Ernste, auch die Hamster und Murmeltiere unter die Kapitalisten; er schreibt in seinem „Lehrbuch“ S. 21: „Winter schlafende Thiere haben auch schon Borräthe und Wohnungen, also Kapital!“

Wer nun, wie Herr Professor Roscher, schon in jeder Wohnung und in jedem Nahrungsvorrath Kapital sieht, muß natürlich den Kampf gegen das Kapital für höchst unvernünftig halten, ja notorisch das Vorhandensein jener „Kapitalgüter“ die Existenz der heutigen Menschheit erst ermöglicht. Wir alle, die wir in den nördlichen Klimaten leben, können hier nur bestehen, weil vor Jahrhunderten in Jahrtausende langer Arbeit die Vorbedingungen des heutigen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zustandes geschaffen worden sind. Da wurden die Hausthiere gezähmt, die Urwälder gerodet, Sümpfe ausgetrocknet, der Boden urbar gemacht, Straßen angelegt, Dörfer und Städte erbaut, allerhand Werkzeug erfunden und verfertigt; wir können uns selbst bei der kühnsten Phantasie heute kaum eine Vorstellung von dem Leben machen, welches wir führen würden, wenn alle jene Arbeiten uns nicht vorausgeschickt ihre Resultate nicht angesammelt und aufgehäuft worden wären.

„Vorausgethane, angesammelte, aufgehäufte Arbeit“ —

definiren daher auch die älteren Oekonomen den Begriff des Kapitals.

Aus dem Zusammenhange, in welchem die bürgerlichen Oekonomen ihre Definition des Kapitals bringen, erkennt man aber deutlich, daß sie selbst mit ihrer Erklärung noch nicht recht zufrieden sind, daß sie die Einkommen erzeugende Eigenschaft des Kapitals doch nicht ganz zu übersehen vermögen. Deshalb knüpft Bastiat, wie wir gezeigt haben, an die Erklärung des Kapitalbegriffs gleich die Auseinandersetzung von der Berechtigung des Zinses, des aus dem Kapitalbesitz entstehenden Gewinnes; es wird also anerkannt, ohne es offen einzugestehen, daß Zins, Rente, Gewinn mit dem Begriff Kapital in Verbindung stehen. Es fällt ja auch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch Niemandem ein, den Erdarbeiter, der eine Schippe besitzt und mit derselben tagelöhnt, einen Kapitalisten zu nennen; zu behaupten, der Holzhauer, der mit der Art und einem Kober voll Lebensmittel in den Wald geht, um dort die Woche über Bäume zu fällen, habe sein „Kapital“ mit in den Wald genommen; schon der einfache Sprachgebrauch deutet darauf hin, daß nur die Güter als Kapital angesehen werden, deren Besitz ohne Arbeit Einkommen verschafft.

Kapitalgüter, also Vorräthe, Rohstoffe, Werkzeuge, schaffen dem Besitzer aber nur dann Einkommen, wenn sie zu neuer Produktion verwendet werden; daher fügen denn die liberalen Oekonomen ihrer Definition des Kapitalbegriffs zumeist die Klausel hinzu, daß nur der Theil jener Kapitalgüter als Kapital zu betrachten sei, der nicht sofort verbraucht, sondern für zukünftige Zwecke angesammelt und aufgehoben werde.

Alles Einkommen besteht in Werthgegenständen; alle Gegenstände haben aber nur so viel Werth, als in ihnen allgemein menschliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeit, gemessen nach Zeit, enthalten ist; das Kapital schafft keinen neuen Werth. Alle Kapitalgüter werden daher nur in dem Falle zu Kapital, wenn die Möglichkeit geboten ist, fremden Arbeitsertrag einzulassen; und diese Möglichkeit liegt in den gesellschaftlichen Besitz- und Eigenthums-Verhältnissen.

In diesem Sinne hat es freilich schon seit Jahrtausenden Kapitalien und Kapitalisten gegeben, denn die Existenz des Privat-Eigenthums gestattete immer die Aneignung fremden Arbeitsertrages. Zuerst erscheint das Kapital freilich nur in der Gestalt des Handels- und Wucher-Kapitals; als Handelskapital sucht es durch billigen Einkauf und theuren Verkauf aus Geld mehr Geld zu machen; als Wucherkapital benutzt es die Noth oder Verlegenheit eines Menschen, um zinstragendes Darlehen zu geben, also

für Geld mehr Geld zu erhalten. Wer aber mehr Werth zunimmt, als er gegeben hat, nimmt fremden Arbeitsertrag, der Werth nur in der Arbeit besteht.

Die Unsitlichkeit und Rechtswidrigkeit solchen Verfahrens ganz allgemein anerkannt und verurtheilt worden, bis es durch Liberalismus in der neuesten Zeit gelungen ist, durch Abschaffung der Wuchergesetze seine ureigene Lebensbedingung, die wucherliche Aneignung fremden Arbeitsertrages, zu legitimiren, ohne doch Bewußtsein des Volkes das Gefühl von der Verwerflichkeit des Wuchers ertödteten zu können.

Bekannt sind die verdammennden Urtheile der Bibel und der Kirchenväter über das Zinsennehmen und den Wucher; wir wollen den Lesern noch Aussprüche von zwei Männern vorführen, welche beide von unseren Gegnern als unparteiische Beurtheiler anerkannt werden dürften; wir meinen Aristoteles und Luther.

Ersterer spricht vom Gelderwerben und sagt:

„Der Handel schafft Geld und zwar nie anders, als durch Geldumsatz. Ihm kommt es lediglich auf baares Geld an, baares Geld ist Anfang und Ende des Umsatzes, und dieser, aus einem solchen Geldmachen entspringende Reichtum hat keine Grenze. Dies Gelderwerbsswesen kommt nie an das Ende seines Ziels, denn das Ziel ist wieder diese Art Reichtum und das Geld zu machen.“

„Jene Thätigkeit (des Handels) erfährt eine gerechte Verurtheilung, weil sie unnatürlich und auf gegenseitige Uebervorteilung gegründet ist. Und aus diesem Grunde ist mit vollem Recht das Wucherhandwerk verhaßt, weil hier aus dem Handel selbst der Erwerb gezogen, und dasselbe seiner Bestimmung, als Tauschmittel, entzogen wird. Denn es ward zur Erleichterung des Waarenumtausches erfunden, der Zins aber vermehrt es, daher er auch diese seine Benennung erhalten hat (die Griechen haben für den Zins noch heute das Wort tokos, d. h. das Geborne oder das Geborne), denn die Kinder schlagen den Eltern nach, sind selbst das, was jene sind; der Zins ist Geld zu Geld, und daher auch dieser Erwerbszweig im höchsten Maße unnatürlich.“

Und Luther schreibt: „An die Pfarherrn, wider den Wucher zu predigen:

„Wer aber mehr oder besseres nimpt (als er giebt), das ist Wucher und heißt nicht Dienst, sondern Schaden gethan sein. Mehesten (eben so sehr) als mit stehlen und rauben geschieht.“

Wir sehen also, daß die Benutzung der Kapitalgüter, um im Austausch Mehrwerth anzueignen, schon immer stattgefunden

hat, aber auch als schädlicher Wucher gleich dem Rauben und Stehlen geachtet wurde.

Das Handels- und Wucherkapital hat also auch schon in früheren Zeiten existirt, gleichsam in der Kindheit des eigentlichen Kapitals. Reif und mannbar ist das Kapital aber erst in dem Augenblicke geworden, in dem die freien Arbeiter ihre Arbeitskraft auf dem Markte ausbieten müssen und somit denen welche jene Kapitalgüter: Rohstoffe, Werkzeuge, Borräthe, oder deren Werthäquivalent, Geld, besitzen, die Möglichkeit gewähren, als Händler in Arbeitsnutzung und Kapitalsnutzung aufzutreten. In jenem Augenblicke gewinnen die Besitzer jener Güter die Fähigkeit, aus Geld mehr Geld, immer mehr Geld zu machen, d. h. sich fort und fort immer von Neuem und immer mehr fremden Arbeitsertrag anzueignen.

Der aufmerksame Leser wird aus diesen Andeutungen schon den Unterschied ersehen, der zwischen dem sozialistischen und dem liberalistischen Kapitalbegriff besteht. Dieser sieht in jedem Beständstück schon Kapital und gesteht allenfalls zu, daß nur der Theil der Güter, welcher zur Produktion verwendet wird, Kapital sei; er behauptet, Kapital habe immer bestanden und es sei nur eine Böswilligkeit der Sozialisten, von einer jetzt bestehenden kapitalistischen Produktionsweise zu sprechen.

Nach dem sozialistischen Kapitalbegriff, wie ihn Carl Marx zuerst definiert hat, sind nur die Güter Kapital, modernes Kapital, welche zur Verwerthung der Waare Arbeitskraft verwendet werden und es daher dem Besitzer ermöglichen, im Lohn den vollen Tauschwerth der Waare Arbeitskraft zu zahlen und durch Benutzung des Gebrauchswerthes dieser Waare wirklichen, reellen Mehrwerth, neuen Werth zu schaffen und als Eigenthum zu behalten.

Man kann, wie wir im vorigen Artikel ausgeführt haben, dem Liberalismus zugestehen, daß es immer Kapitalgüter, d. h. Rohstoffe, Werkzeuge und Borräthe gegeben habe, ebenso ist der verlorperte Tauschwerth dieser Dinge, das Geld, schon seit Jahrtausenden in Gebrauch; das moderne Kapital, welches heute die Gesellschaft beherrscht, ist aber ein Produkt der gesellschaftlichen Zustände der neueren Zeit; es ist erst entstanden, als sich der Tauschhandel in einen allgemeinen Welthandel verwandelte; seine Entstehung fällt in die Zeit der Entdeckung Amerikas und der Auffindung des Seewegs nach Ostindien.

Wer das Wesen und die Wirksamkeit des modernen Kapitals verstehen will, muß sich ein klares Bild von dem Wesen und den Erscheinungen des durch das Geld vermittelten Tauschverkehrs, der Waarencirculation, machen.

Wir erinnern uns, daß unser alter Bekannter, der Weber,

sein Arbeitsproduct, die Leinwand, direct gegen einen Rock ausgetauscht hat; zu einer Zeit, in welcher der Gebrauch des Geldes bereits eingeführt war, wird auch er sich dieses Tauschmittels bedienen; er wird also seine 20 Ellen Leinwand verkaufen und dafür, sagen wir 10 Thlr. erhalten; für diese 10 Thlr. kauft er sich dann den Rock, d. h. er giebt das Geld weg und erhält dafür den Rock. Das Resultat ist dasselbe, ob das Geld als Tauschmittel benutzt wird oder nicht; der Weber hat seine Leinwand fortgegeben und den Rock erhalten; ob er inzwischen das Geld besessen hat, oder nicht, ändert an dem schließlichen Resultat des Tausches gar nichts. Er giebt Waare weg, erhält dafür Geld, giebt das Geld wieder weg und erhält dafür Waare. Anfang und Ende des Tausches ist also die Waare, welche einen Gebrauchswert enthält; natürlich sind verschiedene Gebrauchswerthe gegen einander ausgetauscht worden, denn Niemand wird so thöricht sein, 20 Ellen Leinwand gegen Geld zu vertauschen, wie wir jetzt sagen, zu verkaufen, um sich für das erhaltene Geld nachher wieder 20 Ellen Leinwand von derselben Güte zurückzukaufen.

Der Zweck dieses Tausches ist also die Befriedigung von ganz realen Bedürfnissen; der Weber verkauft die Leinwand, um für den Rock zu verschaffen, den er gebraucht; der Schneider wieder verkauft den Rock, um sich für den Erlös Leinwand oder irgend eine andere Waare, deren er bedarf, zu kaufen. Waare wird also nur verkauft, um wieder Waare einzukaufen; das Geld spielt dabei nur die Rolle eines Mittels, welches den Tauschverkehr erleichtert.

Anschaulich wird die Bewegung, die in dieser Art des Tauschverkehrs vor sich geht, durch die Formel:

Waare W. — Geld G. — Waare W.

W. — G. — W. bezeichnet also die Bewegung, die mit Waare anfängt, durch das Geld als Tauschmittel hindurchgeht und wieder mit Waare endet.

Sobald der eigentliche Handelsverkehr beginnt, entsteht eine zweite Art des Tausches. Der Kaufmann kauft Waare, um sie wieder zu verkaufen. Er giebt Geld weg, erhält dafür Waare; er giebt diese Waare wieder weg und erhält dafür wieder Geld. Drücken wir diese Bewegung wieder in einer Formel aus, so lautet dieselbe:

Geld G. — Waare W. — Geld G.

Während also bei der ersten Art des Tausches der Anfang und das Ende dieses Umsatzes durch Waare von verschiedenen Gebrauchswerthe bezeichnet wird, sehen wir bei der zweiten Art das Geld als Anfang und Geld als Ende des Processes. Was im ersten Falle höchst unvernünftig erscheint, nämlich einen Gegen-

stand gegen einen anderen zu vertauschen, um durch einen zweiten Tausch wieder in den Besitz des zuerst fortgegebenen Dinges zurückzugelangen, — dieses ganz unsinnige Verfahren treiben alle Kaufleute grundsätzlich; sie geben Geld weg, nehmen dafür Waare und geben die Waare wieder weg, um Geld zurückzuerhalten. Der Zweck ihres Tausches ist also der, daß sie Geld weggeben, um Geld wieder zu bekommen; die Waare spielt bei ihnen nur die Rolle des Vermittlers in diesem Tausche von Geld gegen Geld.

Die Menschen sind aber nicht so dumm, sich ganz vergebliche Mühe und Arbeit zu machen; ganz vergebliche und nutzlose Mühe würde es aber sein, wenn Jemand für 100 Thlr. Kaffee kaufte, um diesen Kaffee wieder für 100 Thlr. zu verkaufen. Da könnte er sein Geld lieber ruhig in der Tasche behalten, denn 100 Thlr. sind nur 100 Thlr., gleichgültig, ob man dieselben oder andere Thalerstücke in der Tasche hat. Der Kaufmann denkt aber auch gar nicht daran, den Kaffee, den er für 100 Thaler gekauft hat, wieder für denselben Preis fortzugeben; Verdienen ist ein Hauptwort, denkt er, und verkauft seine Waare theurer, als er sie eingekauft hat; er nimmt für den Kaffee 110 Thlr.

Jetzt hat das scheinbar unsinnige Verfahren mit einem Schlage ein ganz anderes Gesicht erhalten; der Kaufmann hat unter Vermittelung der Waare nicht Geld gegen Geld eingetauscht, sondern Geld gegen mehr Geld! Und das war auch von Anfang an seine Absicht. Weber und Schneider geben ihre Waaren im Tausch weg, um Gebrauchswerthe dafür zu erhalten; sie benutzen das Geld nur als Mittel, um den Tausch zu erleichtern. Der Kaufmann giebt sein Geld nur in der Absicht weg, es mit mehr Geld wieder zu bekommen; ihm ist es daher auch gleichgültig, welche Waare er als Mittel zur Erlangung von mehr Geld benutzt, da er das Geld nur auf die Waare vorschießt, immer in der Absicht, nicht die Waare zu behalten, sondern sein Geld mit mehr Geld wieder aus dem Verkehr herauszuziehen. Der Zweck dieser Art des Tauschverkehrs ist nur der verkörperte Tauschwerth, das Geld, während bei der andern Art des Tausches Befriedigung eines Bedürfnisses, also Gebrauchswerth, das Motiv des Tausches war.

Weber und Schneider tauschen aber auch Waaren von gleich großem Tauschwerthe gegen einander aus; es kann ja vorkommen, daß auch bei diesem Tausche der Eine mehr Werth fortgiebt, als er wieder erhält; es wird das aber nur durch Irrthum oder durch absichtlichen Betrug möglich, und als Ausnahmefall zu betrachten sein; bei dem Kauf zum Zwecke des Verkaufs soll aber jedesmal beim Verkauf mehr Geld herauskommen, als beim Kauf ausgegeben worden ist. Kaufen um zu verkaufen, heißt also, aus Geld

mehr Geld machen, den Werth verwerthen; diese Operation, diese Verwendung von Geld macht aus Geld — Kapital.

Das Kapital tritt also zuerst immer als Geld auf; es verwandelt sich im Austauschprozeß in Waare, behält diese Form seines Daseins aber nicht bei, sondern sucht sie so schnell wie möglich wieder abzustreifen, um sich in seine ursprüngliche Erscheinungsform, in Geld, zurückzuverwandeln und zwar in mehr Geld; Kapital ist also: sich vervielfältigender Werth, Werth, der sich selbst vermehrt und verwerthet.

Wenn der Kaufmann aus 100 Thlrn. durch Umsatz seines Kaffees 110 Thlr. gemacht hat, so hat ihm jeder einzelne Thaler, $\frac{1}{10}$ Thlr. neues Geld eingebracht; es ist den einzelnen Thalern, welche in seinen Besitz zurückgekehrt sind, aber nicht anzusehen, welche von ihnen den ursprünglichen und welche den gewonnenen Werth darstellen; aus 100 Thlrn. sind wirklich 110 Thlr. geworden. Verwendet der Kaufmann diese 110 Thlr. wieder zum Ankauf von Waare, die durch Verkauf wieder in Geld zurückverwandelt wird, so bringen die beim ersten Umsatz gewonnenen 10 Thlr. ebenso gut neuen Verdienst, als das Stamm-Kapital von 100 Thlrn., der Gewinn bringt also neuen Gewinn. Das Kapital operirt also genau in derselben Weise, als ob man Zins vom Zins nimmt, Zinseszins berechnet, was bekanntlich bei reinen Geldgeschäften gesetzlich nicht erlaubt ist.

Man sieht also, daß die Operation des Kapitals, wenn sie nicht durch die geschäftliche Form des Waarenaustausches ihr eigentliches Wesen verhüllt, sogar noch heute nach den bestehenden Gesetzen für unzulässig erklärt wird, grade so, wie früher das Zinsnehmen dem Stehlen und Rauben gleich geachtet wurde.

Bei oberflächlicher Betrachtung dieses Vorgangs sieht es nur so aus, als habe der Handel, der den Kaufmann bereichert, wirklich neuen Werth erzeugt; tieferes Nachdenken ergiebt aber die Ueberzeugung vom Gegentheil.

Kaufmann Peter kauft von Hans für 100 Thlr. Kaffee und verkauft denselben an Kunz für 110 Thlr. Peter besaß also zuerst 100 Thlr., Hans den Kaffee im Werthe von 100 Thlrn. und Kunz baare 110 Thlr., alle drei zusammen besaßen also Werth von 310 Thlr. Nachdem nun Peter den Kaffee von Hans für 100 Thlr. gekauft und an Kunz für 110 Thlr. verkauft hat, besitzt Hans 100 Thlr., Kunz den Kaffee, der 100 Thlr. werth ist und Peter 110 Thlr., zusammen haben sie, wie früher, 310 Thlr. Nur daß Peter jetzt 110 Thlr. und Kunz den Kaffee hat. Wird Niemand glauben, daß der Kaffee plötzlich einen Mehrwerth dadurch erlangt habe, daß er eine kurze Zeit lang Eigenthum von Peter war. Nun ist es freilich aber auch möglich, daß

Kaffee wirklich von Anfang an 110 Thlr. werth war und Peter ihn nur billig von Hans gekauft hat. Dann hatte Hans ursprünglich Werth von 110 Thlr., Peter 100 Thlr. und Kunz 110 Thlr., zusammen hatten sie 320 Thlr. Nach dem Tausch hat Hans nur 100 Thlr., Peter und Kunz jeder 110 Thlr., sie haben also zusammen wieder 320 Thlr., nur Kaufmann Peter hat die 10 Thlr. mehr, die Hans bei dem Tausch eingeblüßt hat.

Endlich ist es auch möglich, daß der schlaue Peter seine beiden Geschäftsfreunde über das Ohr haut. Nehmen wir an, der Kaffee sei 105 Thlr. werth, Peter kaufe ihn für 100 Thlr. und verkaufe ihn für 110 Thlr., da hatten sie zusammen 315 Thlr.; nach dem Tausch hat Hans nur 100 Thlr., Kunz den Kaffee im Werth von 105 Thlr. und Peter hat 110 Thlr., d. h. er hat von Hans und von Kunz, von jedem 5 Thlr., zusammen 10 Thlr. verdient.

Man kann die Sache also betrachten, wie man will, man wird immer finden, daß das Handels-Kapital nur Werthe aus einem Besitz in den andern überführt und dabei durch billigen Kauf und theuren Verkauf Werth, also fremden Arbeitsertrag, zu erlangen sucht; niemals wird neuer Werth durch den Handel erzeugt.

Verschiedene bürgerliche Deconomen behaupten nun, durch den Handel gewönnen beide Theile. Das kann zugestanden werden, wenn man nur den Gebrauchswerth in's Auge faßt. Der Weber hat mehr Vortheil von der Benutzung des Rocks, als von der ihm unnützen Feinwand, der Schneider wieder mehr Vortheil von der Feinwand, als von dem Rock, den er nicht gebraucht. Tauschwerth kann aber, wie wir gezeigt haben, nicht durch den Handel erzeugt oder vermehrt werden; der Einzelne kann sich dabei bereichern, aber immer geschieht das auf Kosten eines Anderen.

Alles, was wir in dieser Beziehung vom Handelskapital gesagt haben, gilt natürlich auch vom Wucherkapital.

Der Waarenkaufmann giebt Geld für Waare und nimmt für die Waare mehr Geld; wir kennen den Prozeß unter der Formel G. W. mehr G. Das Wucherkapital macht das Geschäft einfacher und direkt, es giebt Geld und nimmt dafür mehr Geld unter dem Namen Zins, Discout, Provision oder dergleichen. Gewöhnlich wird das Geschäft in der Weise gemacht, daß der ursprüngliche Geldbetrag mit dem Mehrgeld nach einiger Zeit zurückzahlen ist; diese Zeitdifferenz ändert aber nichts an der Sache, denn auch der Waarenhändler verkauft nicht in demselben Augenblick, wo er gekauft hat. Der Wucher, wie er in der neuesten Zeit unter Benutzung des Wechselrechts vorkommt, nimmt sogar die Zinsen vorweg, indem er sie von dem Kapital, welches er giebt, gleich in Abzug bringt.

Das Wucherkapital giebt 100 Thaler und nimmt 110 Thaler

zurück, der Effect ist derselbe, wie beim Verkauf von Waare, nur tritt uns hier die Manipulation unverhüllt in der Formel entgegen:

Geld — Mehr Geld.

Auch hier heßen die 100 Thaler nicht neue 10 Thaler; diese 10 Thlr. sind Ertrag fremder Arbeit, die das Wucherkapital einstreicht; neuer Werth ist nicht entstanden.

Es hat sich aus der Untersuchung unbestreitbar ergeben, daß durch den Tausch, durch die Circulation der Waare neuer Werth nicht entstehen kann. Wenn aber gar kein Tausch stattfindet, stehen alle einzelnen Waarenbesitzer nur als Eigenthümer ihrer eigenen Waaren da. Der Tauschwerth dieser ihrer Waaren ist, wie wir wissen, die in denselben enthaltene, allgemein menschliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeit, gemessen nach Zeit. Diesem Tauschwerth kann nun jeder Waarenbesitzer neuen Werth hinzufügen, indem er die Waare durch neue Arbeit umformt; der Schneider kann z. B. aus der Leinwand Hemden machen. In einem solchen Falle wird dem vorhandenen Werth so viel neuer Werth hinzugefügt, als neue Arbeit in die Waare gesteckt worden ist. Der Werth der Waare drückt sich in dem Preise aus; sobald die so mit neuem Werth verbundene Waare in den Tausch eintritt, wird sie schon durch ihren Preis zeigen, daß sie jetzt mehr werth ist, als früher. Der Schneider wird für die Hemden, die er aus der Leinwand gemacht hat, einen so viel höheren Preis, als der Preis der Leinwand war, erhalten, als er Arbeit auf die Anfertigung der Hemden verwendet hat.

Der Waarenbesitzer kann also durch Arbeit seiner Waare neuen Werth hinzufügen; aber dieser Werth haftet vom Moment, wo die Arbeit vollendet ist, an der Waare; niemals entsteht aber aus der Arbeit Werth, der sich selbst verwerthet.

Das Handelskapital, wie das Wucherkapital sind zwar Werthe, die sich selbst verwerthen; sie sind es aber nur in dem Sinne, daß sie sich auf Kosten anderer Leute verwerthen. Das moderne Kapital tauscht dagegen gleich große Werthe aus, und erzeugt dabei wirklich neuen Werth; diese Wertherzeugung vollzieht sich nicht im Tausche, da hier Entstehung von Mehrwerth geradezu unmöglich ist; sie geht vor sich in der Zwischenzeit zwischen den einzelnen Tauschgeschäften.

Es ist klar, daß solche Wertherzeugung durch den Besitz einer Waare — denn das Kapital ist, wie wir gezeigt haben, bald Waare, bald Geld, und in dem Stadium des Geldseins kann Mehrwerth nicht entstehen, — nur dann vor sich gehen kann, wenn diese Waare in sich werthbildende Kraft stecken hat; die einzige werthbildende Kraft, die es giebt, ist aber die menschliche

Arbeitskraft; Kapital im modernen Sinne, Werth, der sich selbst verwerthet, kann also erst dann entstehen, wenn menschliche Arbeitskraft als Waare auf dem Markt zu haben ist.

IX.

Die Waare „Arbeitskraft“.

Aus unseren früheren Untersuchungen wissen wir, daß jedes Ding unter gewissen Bedingungen Waare werden kann. Es ist zuerst nothwendig, daß der Besitzer der Sache frei dastehet, durch kein persönliches Abhängigkeits-Verhältniß gebunden sei und also das Recht und die Fähigkeit besitzen muß, frei über die Sache zu verfügen, welche er fortgeben, vertauschen will. Die Sache selbst muß einen Gebrauchswerth haben, muß zur Befriedigung eines Bedürfnisses dienen, weil eine durchaus unbrauchbare Sache von Niemandem im Tausch angenommen wird. Endlich muß diese Sache für ihren Besitzer überflüssig, oder doch entbehrlich sein, denn was man nicht entbehren kann, kann man auch nicht fortgeben.

Für die heute auf dem Markt als Waare erscheinende Arbeitskraft treffen nun alle diese Bedingungen zu; wir müssen aber darauf hinweisen, daß es erst der ganzen, vorangegangenen geschichtlichen Entwicklung bedurft hat, um diese Bedingungen zu schaffen, unter denen allein die Arbeitskraft zur Waare werden konnte.

So lange die Sklaverei bestand, war von einem Tausch der Arbeitskraft nicht die Rede; der Mensch mit seiner Arbeitskraft wurde wie ein Stück Vieh verkauft, er ging ganz, mit Haut und Haar, mit Fleisch und Knochen in den Besitz des Käufers über; er war selbst eine Waare, ein Ding, das man seines Gebrauchswerthes wegen vertauschte; er war nur ein „beseeltes Werkzeug“, wie Aristoteles treffend den Sklaven nennt. Auch bei der Leibeigenschaft und Hörigkeit konnte die Arbeitskraft noch nicht zur Waare werden; der Arbeiter, der sein Leben lang gezwungen ist, eine bestimmte Zeit im Jahre oder auch das ganze Jahr, hindurch für den Herrn zu arbeiten, hat nicht das Recht, frei über seine Arbeitskraft zu verfügen, sie gegen Lohn oder Unterhalt nach den Gesetzen des Waaren-Austausches fortzugeben, er kann nicht bei steigendem Werthe einen höheren Preis erlangen; die Leibeigenschaft und die Hörigkeit sind in dieser Hinsicht nur geringfügige Modifikationen der Sklaverei.

Erst in dem Augenblicke, in welchem der Arbeiter das Recht einer freien Person erlangt, die zu Niemandem in einem Abhängig-

beits-Verhältnisse steht, ist er berechtigt, seine Arbeitskraft entweder selbst zu verbrauchen, oder sie einem Dritten gegen ein Aequivalent auf eine bestimmte Zeit zu überlassen. Ein dauerndes, lebenslangliches Überlassen der Arbeitskraft höbe das Recht der freien Persönlichkeit auf, machte den Arbeiter zum Hörigen; deshalb hat die Gesetzgebung aller Länder mit freien Arbeitern Kündigungsstermine für jeden Arbeitskontrakt vorgesehen.

Die Arbeitskraft, durch deren Gebrauch alle Lebensmittel erzeugt werden, muß aber, um Waare zu werden, für den Besitzer überflüssig sein; er muß ihren Gebrauchwerth nicht für sich benutzen können, oder doch andere Gebrauchswerthe, die er im Tausch erhalten kann, nöthiger gebrauchen. Die Arbeitskraft — unter welchem Wort wir den Inbegriff aller leiblichen und geistigen Fähigkeiten eines Menschen verstehen, welche zur Herstellung eines Gebrauchswerthes in Bewegung gesetzt, angewandt werden — die Arbeitskraft ist aber nur dann im Stande, Gebrauchswerthe zu produziren, wenn sie einen Stoff vorfindet, an dem sie sich bethätigen kann. Der Mensch kann keinen Stoff hervorbringen, er kann nur die ihm von der Natur gebotenen Stoffe umformen, sie in eine Gestalt bringen, in der sie seinen Zwecken entsprechen. Dazu bedarf er wieder der Arbeitsmittel, der Werkzeuge; er muß auch während der Arbeitszeit, in welcher er den neuzuschaffenden Gebrauchswerth herstellt, seinen Unterhalt haben, Nahrung, Kleidung, Wohnung u. dgl. Sobald nun der Besitzer der Arbeitskraft Stoffe, Werkzeuge und Unterhalt besitzt, wird er nicht daran denken, den Gebrauchswerth seiner Arbeitskraft einem Anderen zu überlassen, da er durch jenen Besitz in den Stand gesetzt ist, selber neue Gebrauchswerthe herzustellen.

So lange der Besitzer der Arbeitskraft also auch im Besitz der Produktionsmittel ist, kann seine Arbeitskraft nicht zur Waare werden. Die Trennung der Arbeitskraft von dem Besitz der Produktionsmittel ist nun die Folge vieler allmählig entstandenen Rechtsinstitutionen, z. B.: des Privateigenthums, namentlich an Grund und Boden, aus dem ja alle Rohstoffe gewonnen werden; des Erbrechts u. dgl. Durch die Consequenzen der aus diesen Rechtsinstitutionen hervorgegangenen Verhältnisse ist der Arbeiter jetzt gezwungen, mit seinem einzigen Besitz, seiner einzigen Waare, die er in den allgemeinen Tauschverkehr zu werfen und dafür die ihm unentbehrlichen Lebensmittel einzutauschen vermag, mit seiner Arbeitskraft auf dem Marke zu erscheinen, und sie, wie jede andere Waare, feilzubieten. Kann er seine Waare nicht vertauschen, so muß er, da ihm alle anderen Existenzmittel fehlen, verhungern; der Hunger zwingt ihm also in vielen Fällen einen Tausch, einen Ar-

beitscontract auf, der in grollem Widerspruch zu seiner persönlichen Freiheit steht.

Dieser Zustand liegt nun durchaus nicht in der Natur des Menschen, denn die Natur bringt nicht auf der einen Seite Besitzer von Geld und Waare, auf der andern Seite Besitzer von Arbeitskraft hervor; dieser Zustand liegt auch nicht in den Grundgesetzen der menschlichen Gesellschaft, denn die menschliche Gesellschaft hat bestanden, ohne daß eine derartige Trennung der Arbeitskraft von den Produktionsmitteln existirte; dieser Zustand ist nur eine Stufe in der Culturentwicklung der Menschheit, über welche hinweg und durch welche hindurch der Weg zu höherer Cultur und Bildung führt.

Da nun die Waare Arbeitskraft vertauscht werden soll, tritt uns zuerst die Frage entgegen: Wie groß ist denn ihr Tauschwerth?

Für diese Waare, wie für jede andere, gilt das von Marx aufgefundenene Gesetz des Werthes. Der Werth der Arbeitskraft besteht in der zu ihrer Herstellung gesellschaftlich nothwendigen, allgemein menschlichen Arbeit, gemessen nach Zeit. Soweit die Arbeitskraft Tauschwerth ist, repräsentirt sie selbst nur eine gewisse Quantität vergegenständlichter gesellschaftlicher Durchschnittsarbeit. Die Arbeitskraft ist aber kein selbstständiges, für sich allein bestehendes Wesen, sie ist eine Eigenschaft, eine Fähigkeit des lebendigen Menschen. Die Herstellung der Arbeitskraft setzt also die Existenz des Menschen voraus; ist der Mensch einmal da, so besteht die Herstellung der Arbeitskraft in der Erhaltung des arbeitsfähigen Menschen. Um den Menschen zu erhalten, ist eine gewisse Quantität von Lebensmitteln nothwendig; die Erhaltung der Arbeitskraft ist also identisch mit der Erhaltung des Menschen, sie läßt sich greifbar darstellen in einem Quantum Lebensmittel; ihr Werth ist also auch gleich dem Werth dieser Lebensmittel. Bei der Arbeit wird jedoch Muskel, Nerv und Hirn verbraucht, welches wieder ersetzt werden muß, wenn der Mensch arbeitsfähig bleiben soll; das Quantum Lebensmittel muß also so groß sein, daß hierdurch alle durch die Arbeit verausgabte Lebenskraft wieder ersetzt wird. Nun sind aber die Bedürfnisse der Menschen je nach den klimatischen, natürlichen und gesellschaftlichen Zuständen und Eigenthümlichkeiten der Länder verschieden. In heißen Ländern genügt leichte Kleidung, Wohnung und Nahrung; in kalten Ländern ist wärmere Kleidung, fettere Nahrung, Heizmaterial u. zur Erhaltung des Menschen und seiner normalen Arbeitskraft unbedingt nothwendig. Andererseits ist der Umfang der sogenannten nothwendigen Lebensmittel bedingt von der Culturstufe, auf der das Land und die Arbeiter stehen. Holzschuhe schützen den Fuß so gut wie Stiefel; früher war der Gebrauch der Lederstiefel noch nicht

gewöhnheitsmäßig bei den Arbeitern; heute ist er es, heute gehören Stiefel zu den gesellschaftlich nothwendigen Lebensmitteln. Im Gegensatz zu andern Waaren enthält also die Werthbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Element; ihr Werth ist gleich dem Werth des Quantum von Lebensmitteln, welches gewöhnheitsmäßig in einem Lande zur Erhaltung des Arbeiters nothwendig ist.

Erhält aber der Arbeiter auch alle, zu seiner Erhaltung nothwendigen Lebensmittel, so verschleißt seine Arbeitskraft doch mit zunehmendem Alter und hört mit seinem Tode ganz auf. Soll aber die Arbeitskraft immer wieder auf dem Markt zu haben sein, so muß für Ersatz gesorgt werden — der Arbeiter muß in den Stand gesetzt werden, sich in derselben Weise zu verewigen, wie jedes lebendige Wesen sich verewigt: durch Fortpflanzung. Die durch Abnutzung und Tod dem Markte entzogenen Arbeitskräfte müssen durch neue ersetzt werden; die Summe der zur Production der Arbeitskraft nothwendigen Lebensmittel muß also so groß sein, daß auch die heranwachsenden Ersatzmänner, d. h. die Kinder der Arbeiter, mit erhalten werden können; sie muß auch ausreichen, den Kindern diejenige geringe Erziehung zu geben, welche zur Anwendung der Arbeitskraft gebraucht wird.

Der Tauschwerth der Arbeitskraft ist also gleich dem Werth einer bestimmten Summe von Lebensmitteln, welche den Arbeiter befähigen, sich nach der in seinem Lande gewöhnheitsmäßig bestehenden Art und Weise zu ernähren, zu kleiden und dergl., und ihn in den Stand setzen, die zum späteren Ersatz seiner eigenen Arbeitskraft bestimmten Kinder aufzuziehen. Da nun der Preis einer Waare der in Geld ausgedrückte Maßstab des Werthes ist, der je nach dem Ueberwiegen von Angebot oder Nachfrage einmalt unter, dann wieder über den Werth der Waare fällt oder steigt, so erhellt, daß der Preis der Waare Arbeitskraft: der Arbeitslohn immer ungefähr so hoch sein muß, daß sich der Arbeiter davon nach den im Lande üblichen Verhältnissen ernähren und seine Kinder aufziehen kann.

Auch auf dem von uns eingeschlagenen Wege der speculativen Untersuchung haben wir also gefunden, daß sich nach den Gesetzen des Werthes und des Tausches der Preis der Waare Arbeitskraft in der Weise reguliren muß, wie es unsern Lesern als Folge des ökonomischen Lohngesetzes bekannt ist. Der Tauschwerth der Arbeitskraft ist also die in allgemein menschlicher, gesellschaftlich nothwendiger Arbeit aufgewendete Zeit, welche zur Herstellung der Existenzmittel des Arbeiters erforderlich ist; sagen wir, es seien für das Jahr 1800 Stunden, also pro Tag, bei 300 Arbeitstagen im Jahre, 6 Stunden Durchschnittsarbeit, und der in Geld ausgedr.

brüchte Preis dieses Tauschwerthes, dieser 6 Stunden sei ein Thaler Die hier angenommenen Zahlen sind willkürlich gegriffen; ihre Größe ändert an unserer Untersuchung gar nichts; wir nehmen bei ihnen nur an, daß der Arbeiter den vollen Tauschwerth seiner Arbeitskraft im Lohn erhält, daß sich bei diesem Tausche Werth und Preis genau decken, daß also kein Theil der beiden Tauschenden übervortheilt wird, wie das ja beim Handel geschieht.

Der oberflächlichen Betrachtung wird diese Annahme als un- berechtigt erscheinen, da ja alle Arbeiter bereits wissen, daß sie im Lohn nicht den vollen Arbeits- Ertrag bezahlt erhalten; es dreht sich aber hier nicht um den Arbeitsertrag, sondern um den Tauschwerth der Arbeit; der Arbeitsertrag ist der nutzbar gemachte Gebrauchswerth der Arbeitskraft, und dieser Gebrauchswerth geht in Folge des Tausches in das Eigenthum der Käufer der Waare über. Unsere Auseinandersetzung wird den Beweis liefern, daß der Arbeiter niemals den ihm im Verhältniß der geleisteten Ar- beit zustehenden Antheil an dem Gesamt-Arbeitsertrag erhalten kann, so lange die Arbeitskraft eine Waare ist, so lange die Ar- beitskraft also von den Arbeitsmitteln getrennt ist; sie wird un- widerleglich darthun, daß diese Verkürzung des Arbeiters eine Folge der kapitalistischen Produktionsweise ist, und nach den Gesetzen des Waaren-Austausches und des Werthes gar nicht abzuschaffen und zu ändern ist, so lange die Produktionsmittel nicht aus dem Privatbesitz in den communistischen Besitz Aller übergehen. Des- halb nehmen wir den, der Capitalisten-Klasse günstigsten Fall an, daß der Arbeiter im Lohn den wirklichen Tauschwerth seiner Ar- beit voll und ganz bezahlt erhalte.

Die Arbeitskraft, welche durch den Verkauf gegen Lohn in das Eigenthum des Käufers übergegangen ist, kann aber nicht von der Person des Arbeiters getrennt werden; sie sitzt im Arbeiter, in seinen Muskeln, Sehnen, Nerven und Gehirn drin; wenn also der neue Besitzer derselben ihren Gebrauchswerth benutzen will, muß ihm die Verfügung über die Person des Arbeiters in so weit zustehen, daß er dem Arbeiter befehlen kann, in welcher Weise der- selbe seine eigene, für eine gewisse Zeit dem Kapitalisten abge- tretene Arbeitskraft verwenden solle. Aus dem freien Arbeiter wird ein Arbeiter des Herrn; der Kapitalist spricht daher auch nur von seinen Arbeitern. Der scheinbar beim Arbeitscontract voll- zogene Tausch ist aber nur ein Versprechen, dessen Erfüllung erst in der Zukunft liegt; beim Abschluß des Arbeitscontractes, wie bei der Dauer der Arbeitszeit hat der Kapitalist die gekaufte Waare Arbeitskraft nicht in der Hand, er kommt thatsächlich erst durch ihre, in seinem Dienst vollzogene Anwendung in deren Be- sitz; in jedem Augenblick, in welchem der Arbeiter arbeitet, geht

ein Theil der Arbeitskraft in den Besitz des Kapitalisten über und erst, wenn die Arbeit vollendet ist, ist auch der Kapitalist in den vollen Besitz des Gebrauchswerthes der Arbeitskraft getreten und der Arbeiter, aus dessen Körper die Portion verkaufter Arbeitskraft verschwunden ist, steht dem Arbeitgeber wieder als freier Mann gegenüber, mit dem von Neuem ein Waarenaustausch bewirkt werden kann.

Man darf also mit vollem Recht behaupten, der Arbeiter liefert während der Arbeit seine Waare, die Arbeitskraft, stückweise in lauter kleinen Theilen an den Käufer ab; dieser kommt also allmählig in den Besitz der eingetauschten Waare und zahlt den Preis für dieselbe erst nach erfolgter Ablieferung, da Lohnvorschüsse zu den Ausnahmefällen gehören. Der Arbeiter schießt dagegen den Gebrauchswerth seiner Arbeitskraft dem Kapitalisten vor; sobald er eine Stunde gearbeitet hat, ist der Arbeitgeber in den Besitz eines Theiles der gekauften Waare gekommen, während der Arbeiter noch keinen Lohn, also auch noch nicht den Preis seiner Waare erhalten hat.

Je weiter also die beim Arbeitscontract stipulirten Lohnterminen auseinander liegen, desto größer ist der Credit, welchen der Arbeitgeber gewährt, unter den thatsächlich bestehenden Verhältnissen gewähren muß; denn der Arbeiter, der nichts besitzt, als seine Arbeitskraft, muß sich zumeist neben dem Preis auch die Zahlungsbedingungen beim Verkauf seiner Waare vorschreiben lassen.

So unwesentlich dies Moment im ersten Augenblicke erscheint, so schwerwiegende Folgen hat es doch für die Arbeitgeber und für die Arbeiter.

Der Arbeitgeber hat das zur Lohnzahlung nöthige Geld nicht todt im Kasten, sondern zinstragend in der Bank liegen, wenn es nicht gar selber gegen Zinsen borgen muß. Wäre er verpflichtet, an jedem Abend den Lohn auszuzahlen, so würde er die Zinsen für die einzelnen Tage verlieren, resp. bezahlen müssen während welcher Tage er den Credit der Arbeiter genießt. Wenn nun auch bei einem Lohnsatz von 1 Thlr. pro Tag und 5 Proc. Zinsen dies pro Woche und Arbeiter nur etwas über einen Pfennig ausmacht, so wiederholt sich der Profit doch 52mal im Jahre, so daß am Arbeiter $5\frac{1}{3}$ Gr. Zins verdient wird. Bei sechs Arbeitern macht das im Jahr über einen Thlr.; die Millionen Arbeiter bringen also im Laufe des Jahres den Kapitalisten Millionen Thlr. an Zinsen ein durch den Gebrauch, die Arbeitskraft als Credit zu verkaufen.

Die Arbeiter verlieren diesen Betrag freilich nicht, da sie nicht in der Lage sind, ihren Tagelohn zinstragend anzulegen; sie leiden aber durch dies Creditiren des Lohns meistens weit größere Ver-

luste, als die Arbeitgeber am Zins gewinnen. Der Arbeiter muß täglich leben, also auch seine Lebensbedürfnisse täglich einkaufen; sobald er nicht in der Lage ist, baar bezahlen zu können, fällt er dem Bucher der Kleinrämer in die Hände, welche ihm ihre schlechte Waare bei geringem Maaß und Gewicht, aber hohem Preise, auf Borg bis zum Löhnungstage geben und dabei kolossale Verdienste einsacken. Unsere Leser werden in ihren Preisen selber die Erfahrung gemacht haben, daß der Credit der Kleinrämer den Arbeiter aufs Schrecklichste ausplündert; was der Einzelne so im Kleinen in seiner nächsten Nähe zu beobachten Gelegenheit hat, das zeigt sich bei genauer Untersuchung überall in der Gesellschaft im Großen.

Marx bringt aus den Akten der englischen Untersuchungs-Commissionen reiches Material, an dem nachgewiesen wird, in welche Abhängigkeit der Arbeiter durch den Gebrauch, die Arbeitskraft den Arbeitgebern auf eine Woche, an vielen Stellen gar auf 2 Wochen zu creditiren, gerathen ist, und beim Fortbestehen dieses Uebelstandes immer wieder gerathen muß.

X.

Die Produktion des Mehrwerths.

Wir werden es in der Folge beinahe immer nur mit der produktiven, also mit der Waare erzeugenden Arbeit zu thun haben und deshalb der Kürze wegen unter dem Worte Arbeit immer Waare erzeugende Arbeit verstehen, wenn das Gegentheil nicht ausdrücklich gesagt ist.

Wer arbeiten will, braucht einen Gegenstand, einen Stoff, an dem sich seine Arbeit bethätigen kann: der Landwirth den Boden, der Bergmann das Erz oder die Kohlen, der Schmied das Eisen zc. Alle Stoffe, sie mögen einen Namen haben, welchen sie wollen, sind Produkte der Natur, denn der Mensch vermag keinen Stoff hervorzubringen. Die Erde, worunter in diesem Sinne auch die dazu gehörige Luft und das Wasser verstanden ist, bildet also das große Magazin, aus welchem die Menschen ihre Arbeitsgegenstände entnehmen; jeder Stoff nun, an welchem sich die Arbeit durch Loslösung des Stoffes von dem unmittelbaren Zusammenhang mit der Erde bethätigt, ist ein natürlicher Arbeitsgegenstand. So das Holz im Urwald, Kohle und Erz im Bergwerk. Sobald der Arbeitsgegenstand bereits durch menschliche Arbeit aus seiner natürlichen Lage entfernt oder in seiner

Form verändert worden ist, wie die zu Tage geförberte Kohle oder das gefällte und verflößte Holz, nennt man ihn Rohmaterial.

Der Arbeiter, welcher Rohmaterial oder einen natürlichen Arbeitsgegenstand bearbeiten will, kann dies nicht mit seinen Händen und Füßen allein, er braucht noch einen oder mehrere Gegenstände, welche er als Hülfsmittel zwischen seine körperliche Thätigkeit und den Arbeitsgegenstand schiebt; diese Hülfsmittel, bekannt unter dem Namen von Werkzeug, nennen wir ganz allgemein Arbeitsmittel.

Der Stein, den der Wilde zum Zerschlagen einer Cocusschale gebraucht, ist in diesem Sinne eben so gut ein Arbeitsmittel, wie die vollendetste Maschine; wir werden später sehen, daß die Verbesserung der Arbeitsmittel, segensreich für die Menschheit wirken berufen, unter der heutigen kapitalistischen Produktionsweise aber zu einem Fluch für die Arbeiterklasse ausgeartet ist.

Rohmaterial, Arbeitsmittel und menschliche Arbeitskraft sind also die drei Faktoren, aus denen durch Zusammenwirken ein neues, fertiges Produkt entsteht; wir haben nun zu untersuchen, welchen Einfluß diese drei Faktoren auf den Tauschwerth des neuen Arbeitsproduktes ausüben.

Jedes Rohmaterial — und in dieser Beziehung ist der natürliche Arbeitsgegenstand dem Rohmaterial gleich — wird durch die Arbeit in seiner Form oder Lage verändert, wie das Eisen durch die Walzen zu Eisenblech umgestaltet wird. Dabei geht entweder das ganze Rohmaterial in das neue Produkt über, wie das Eisen in das Eisenblech; oder es wird ganz und gar verbraucht und verschwindet, wie die Kohlen, durch deren Verbrennung das Eisen geschmolzen wird; oder es geht nur ein Theil in das neue Produkt über, ein anderer Theil bleibt als für den Arbeitszweck unbrauchbarer Rückstand übrig, wie Werg beim Spinnen. Immer ist es der natürliche Gebrauchswerth des Materials, die chemischen und physikalischen Eigenschaften desselben, welche die Umformung ermöglichen. Der Zusammenhang und die Dehnbarkeit der Wolle ermöglicht das Spinnen, die Schmelzbarkeit oder Dehnbarkeit des Eisens das Schmieden und Gießen.

Der Werth des Rohmaterials ist die in demselben enthaltene allgemein menschliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeit, gemessen nach Zeit. Diese, zur Herstellung des Rohmaterials aufgewendete Zeit ist nun nur ein Theil der Zeit, die zur Herstellung des ganzen Produkts aufgewendet werden muß; der Werth des verbrauchten Rohmaterials erscheint also wieder im Werthe des fertigen Produkts. Nicht ein Titelchen mehr oder weniger Werth als im Arbeitsgegenstande steckte, kann durch den Arbeitsprozeß

das neue Produkt übergehen; durch die Arbeit wird nur neuer Werth dem schon vorhandenen Werth hinzugefügt; aus dem Arbeitsgegenstande, dem Rohmaterial entsteht beim Arbeiten nie neuer, vorher nicht vorhandener Werth.

Die Arbeitsmittel, Handwerkszeug, Maschinen, werden durch den Arbeitsprozeß allmählig abgenutzt und verbraucht. Die Feile, mit welcher der Schlosser arbeitet, wird stumpf und unbrauchbar; der Wagen, auf dem die Kohlen transportirt werden, verschleißt mit der Zeit wie jeder andere Gegenstand.

Der Arbeitsprozeß consumirt also auch die Arbeitsmittel; in den meisten Fällen reicht jedoch das Arbeitsmittel zur Herstellung einer größeren Menge von Waaren aus; der Schlosser kann mit derselben Feile viele Schlüssel feilen, der Fuhrmann mit demselben Wagen viele Lasten Kohlen fahren. Während also der ganze Werth des verbrauchten Rohmaterials in das Arbeitsprodukt übergeht, giebt das Arbeitsmittel, das Werkzeug, nur so viel von seinem körperlichen Dasein und damit von seinem Werthe an das Arbeitsprodukt ab, als durch den Arbeitsprozeß von ihm vernichtet worden ist. Reicht eine Feile zur Herstellung von 100 Schlüsseln, muß sie aber nach dem Feilen von 10 Schlüsseln neu aufgehauen werden, und ist sie nach neunmaligem Aufhauen ganz unbrauchbar geworden, so ist ihr ursprünglicher Werth und der Werth des neunmal wiederholten Schärfens in die 100 Schlüssel übergegangen; in jedem einzelnen Schlüssel steckt also der hundertste Theil jenes Gesamtwertes.

Neuen Werth erzeugt das Arbeitsmittel eben so wenig, als es das Arbeitsmaterial thut; es ist dies besonders zu betonen, da bei dem Gebrauch komplizirter Maschinen leicht der Schein entsteht, als ob die Maschine, welche menschliche Arbeit ersetzt, wirklich neuen Werth erzeugte. Wir wissen aber, daß der Werth nur in der menschlichen Arbeit besteht; beim Arbeitsprozeß tritt also durch die menschliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeit neuer Werth zu dem Werth hinzu, der aus dem Rohmaterial und dem verschliffenen Theile des Arbeitsmittels in das neue Produkt übergeht.

Ist also der Werth des Rohmaterials so groß, daß in ihm 10 Stunden allgemein menschlicher, gesellschaftlich nothwendiger Arbeit vergegenständlicht sind; wird vom Arbeitsmittel so viel verschliffen, daß dieser Verbrauch gleich dem Werthe von 3 Stunden allgemein menschlicher, gesellschaftlich nothwendiger Arbeit erscheint, und werden zur Herstellung des Produkts 7 Stunden dergleichen Arbeit aufgewendet, so hat das Produkt einen Werth von $10 + 3 + 7 = 20$ Stunden allgemein menschlicher, gesellschaftlich nothwendiger Arbeit.

Wir wollen das an einem Beispiele erläutern, und dabei annehmen, daß eine Stunde allgemein menschliche, gesellschaftliche nothwendige Arbeit so viel Werth erzeuge, als in 4 Sgr. steckt; wir können dann die Geldrechnung anwenden, dürfen aber nicht übersehen, daß die in Geld ausgedrückten Werthe immer nur Resultate der Arbeitszeit sind, die zu ihrer Herstellung aufgewendet worden ist.

Vier Arbeiter vereinigen sich zur Herstellung von Mauernsteinen; sie kaufen die Ziegelerde und bezahlen für so viel Erde, als sie zu 1000 Steinen gebrauchen, 1 Thlr. 2 Sgr.; der Grundherr, der früher auf eigene Rechnung arbeiten ließ, liefert ihnen den Thonschneider, den Ziegelschuppen, die Karren, Formen und alles sonstige Geräth leihweise, und müssen sie für das Vorhalten der Geräthe, also für die Abnutzung derselben 1 Thlr. 28 Sgr. pro 1000 fertiger Steine bezahlen; das Brennmaterial kostet 1 Thlr. 12 Sgr. pro 1000 Steine; zur Herstellung der Steine selbst sind 24 Stunden Arbeit, à 4 Sgr. Werth, gleich 3 Thlr. 6 Sgr. nöthig; der Werth der fertigen Steine wird also 7 Thlr. 18 Sgr. sein.

Die Arbeiter haben den Werth des Rohmaterials und die Abnutzung der Geräthe voll und ganz bezahlt und finden diesen Werth in dem fertigen Arbeitsprodukt, den Steinen, wieder; hinzugezogen ist zu diesem Werth nur der Neuwertb ihrer Arbeit, man hat ein Titelchen mehr, nicht ein Titelchen weniger.

Ganz so, wie in diesem Beispiele, in welchem die Zahlen natürlich gegriffen sind und auf unbedingte Richtigkeit keinen Anspruch erheben, geht es bei jeder Produktion; in der fertigen Waare steckt nur der Werth des verbrauchten Rohmaterials, fern so viel Werth, als von den Arbeitsmitteln abgenutzt worden ist, und endlich der Werth der zur Herstellung der Waare aufgewendeten Arbeitszeit. Ob die Arbeiter für eigene Rechnung oder im Dienste eines Unternehmers arbeiten, ändert nichts an dieser Thatsache.

Da unsere Ziegler für sich selber arbeiten, verdienen sie durch den Verkauf ihrer Steine pro Stunde Arbeit 4 Sgr.; wir wollen annehmen, daß für 24 Sgr. so viel Lebensmittel gekauft werden können, als zur täglichen Erhaltung des Arbeiters und seiner Familie in gewohnter Lebensweise nothwendig ist; es würde also der Werth ihrer täglichen Arbeitskraft genau 24 Sgr. betragen, und dieser Werth in 6 Stunden ihrer Arbeit hergestellt sein.

Arbeiten also unsere Arbeiter 6 Stunden täglich, so schaffen sie in ihrem Arbeitsprodukt gerade so viel Werth, als sie zu ihrem Lebensunterhalt gebrauchen; arbeiten sie doppelt so viel Stunden, wird natürlich doppelt so viel Werth erzeugt und gelangt in die

Besitz der Arbeiter, denen das Arbeitsprodukt, die Steine, gehören.

Sobald aber die Arbeiter ihre Arbeitskraft an den Unternehmer verkaufen, bleibt zwar der Arbeitsprozeß derselbe; es stellt sich aber am Ende desselben eine ganz andere Rechnung heraus.

Nehmen wir an, daß statt der 4 Arbeiter ein Unternehmer die zur Produktion der Steine nöthigen Kohlen und die Ziegelerde, ebenso die Geräthe leihweise erworben habe und für dieselben genau dieselben Preise bezahle, wie sie die Arbeiter bezahlt haben; er kauft nun die Arbeitskraft der Arbeiter und bezahlt auch deren vollen Werth, also 24 Sgr. pro Tag.

Dem Unternehmer ist die Arbeitskraft eine Waare, deren Gebrauchswerth er benutzt, wie den Gebrauchswerth seiner anderen Waaren; er läßt die Arbeiter arbeiten, d. h. er läßt die natürlichen Eigenschaften seiner verschiedenen zur Produktion bestimmten Waaren: Ziegelerde, Kohlen, Werkzeuge, Arbeitskraft, auf einander wirken, läßt sie gewissermaßen zusammenschmelzen und hat dann den Werth derselben im Arbeitsprodukt als sein Eigenthum vor sich. Unsere Ziegler arbeiten also jetzt für den Unternehmer; sie wissen aus eigener Erfahrung, daß sie in 6 Stunden für 24 Sgr. neuen Werth erzeugen; da sie 24 Sgr. Lohn erhalten, arbeiten sie ruhig ihre 6 Stunden und machen dann Feierabend.

Der Unternehmer fängt an zu rechnen und findet folgendes Resultat. Er hat vorausgabt

für Ziegelerde	Thlr. 1 2 Sgr.
„ Kohlen	„ 1 12 „
„ Abnutzung der Geräthe	„ 1 28 „
„ Tagelohn für 4 Arbeiter	„ 3 6 „
à 24 Sgr.	„ 3 6 „
<u>Summa: Thlr. 7 18 Sgr.</u>	

Er hat nun, da die Arbeiter in den 24 Arbeitsstunden gerade 1000 Steine fertig gemacht haben, in dem Arbeitsprodukt den vollen Werth seines vorauslagten Kapitals zurückerhalten, keinen Pfennig weniger, aber auch keinen Pfennig mehr. Möglicher Weise kann er durch den Handel mit den Steinen noch einen Profit erzielen; es lag aber nicht in seiner Absicht, durch Handel aus seinem Gelde Mehrgeld zu machen; wenn er das gewollt hätte, würde er die Steine auf dem Markt gekauft, nicht erst produziert haben. Sein Wille war, durch Ankauf der werthherzeugenden Waare Arbeitskraft für seinen vorgeschossenen Werth Mehrwerth, für sein vorausgabtes Geld Mehrgeld zu erhalten; und er hat nur gerade so viel zurückerhalten, als er vorauslagt hat.

Der Unternehmer weiß sich aber zu helfen. „Ich habe, sagt

er zu den Arbeitern, Eure tägliche Arbeitskraft gekauft; mir gehört also, wie Ihr zugestehen werdet, von Rechtswegen der Gebrauchswerth derselben. Kaufe ich mir eine Citrone, so gehört mir auch deren Gebrauchswerth, ihr Saft; ich kann sie also von Rechtswegen bis auf den letzten Tropfen auspressen. Der Gebrauchswerth Eurer täglichen Arbeitskraft ist nun durchaus nicht in sechsstündiger Arbeit erschöpft; von Rechtswegen könnte ich, da ein Tag 24 Stunden hat, auch vierundzwanzig Stunden Arbeit von Euch verlangen; ich bin aber ein humaner Mann, Mitglied der Gesellschaft für Volksbildung, und verlange daher aus reiner Humanität nur 12 Stunden tägliche Arbeit von Euch!"

Dagegen läßt sich nichts sagen. Unsere Ziegler erkennen die Humanität des Unternehmers an und arbeiten nun täglich 12 Stunden; sie machen in der doppelten Arbeitszeit das doppelte Quantum Steine fertig, verbrauchen aber auch natürlich doppelt so viel Material. Jetzt stellt sich die Rechnung wie folgt:

Der Unternehmer verausgabt

für Ziegelerde	Thlr. 2 4 Sgr.
„ Kohlen	„ 2 24 „
„ Abnutzung der Geräthe	„ 3 26 „
„ Tagelohn für 4 Arbeiter	
à 24 Sgr.	„ 3 6 „
Summa: Thlr. 12 — Sgr.	

Dafür sind 2000 Steine à 7 Thlr. 18 Sgr. Werth fertig geworden, der Unternehmer hat also für 12 Thlr. Auslagen 15 Thlr. 6 Sgr. zurück erhalten, er hat aus Werth wirklichen Mehrwerth gemacht, sein Geld ist Kapital geworden.

Er hat 3 Thlr. 6 Sgr. verdient, genau so viel, als die Arbeiter in den 6 Stunden, welche sie als Lohnarbeiter länger arbeiten, neuen Werth erzeugt haben. Zahlte der Unternehmer den Arbeitern so viel Lohn, als sie Werth erzeugen, so bliebe, wie wir gesehen haben, kein Profit für ihn übrig; sein vorgeschossenes Geld käme ohne alle Vermehrung wieder in seinen Besitz, aber es würde kein Mehrwerth entstanden.

Das Handelskapital kann seinem Besitzer nur Mehrwerth bringen, wenn er Waare unter dem Werth einkauft oder über den Werth verkauft; das Bucherkapital fragt gar nicht nach Waare, sondern nimmt für Werth Mehrwerth; erst dem modernen Kapital, fast möchte man sagen, dem kapitalistischen Kapital, ist es möglich, vollen Werth für die Waare zu zahlen und die Waare zum vollen Werthe zu verkaufen und doch Mehrwerth zu erzeugen.

Dieses Kunststück ist nur möglich, so lange der Arbeiter zum Verkauf der Arbeitskraft gezwungen ist. Im Besitz der Produktion

mittel erhält der Arbeiter sein Arbeitsprodukt als Eigenthum; sein stündliches Arbeitsprodukt ist gewissermaßen sein stündlicher Arbeitslohn. Als Lohnarbeiter erhält er dagegen von dem durch seine Arbeit erzeugten Werthe nur einen Theil ausgezahlt; denjenigen Theil des neu erzeugten Werthes, welchen der Kapitalist für sich behält, nennen wir den Mehrwerth.

Der Mehrwerth ist also das Produkt unbezahlter Arbeit — jener Arbeit, welche der Lohnarbeiter im Dienste des Kapitals unentgeltlich verrichten muß.

Die Institution der Lohnarbeit ermöglicht es also, durch stillschweigende Einziehung des Mehrwerths Seitens der Unternehmer den Kapitalisten und Grundbesitzern die ungeheure Menge von arbeitslosem Einkommen zu verschaffen, von der wir in den Artikeln über den Luxus und die Vertheilung des Arbeitsertrages gesprochen haben.

Die Leser werden nun verstehen, weshalb wir so viel Gewicht auf die Werththeorie gelegt haben. Alle Forderungen des Sozialismus müssen als berechtigt anerkannt werden, sobald man die Marx'sche Werththeorie nicht widerlegen kann. Ist die Erklärung zutreffend, daß der Werth einer Sache in der zu ihrer Herstellung aufgewendeten allgemein menschlichen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit besteht, so ist in logischer Consequenz das Lohngesetz bewiesen, und zwar mit besseren Gründen, als es Lassalle nach dem damaligen Stand der Wissenschaft beweisen konnte. Daraus folgt dann mit eiserner Consequenz, daß arbeitsloses Einkommen nur aus unbezahlter Arbeit der produktiven Lohnarbeiter entstehen kann.

Darum mäkeln die Gegner an der Marx'schen Werththeorie umher, ohne sie doch widerlegen zu können; im wissenschaftlichen Streit braucht man also den Gegnern nur die Frage vorzulegen, worin der Werth einer Sache besteht; wer die Marx'sche Erklärung nicht zu widerlegen im Stande ist, muß sie und alle daraus folgenden Consequenzen anerkennen, namentlich also, daß alles, in der heutigen Gesellschaft unter dem Namen von Zins, Rente oder Unternehmervergewinn bezogene Einkommen aus unbezahlter Arbeit der Lohnarbeiter entsteht, und daß dieser Ausbeutung der Arbeiter nur durch Abschaffung des heutigen Systems der Lohnarbeit ein Ende gemacht werden kann.

XI.

Proftrate und Ausbeutungsrate.

Wie wir an dem Beispiel der Ziegelarbeiter gezeigt haben, giebt das Rohmaterial und der durch die Arbeit abgenutzte Theil der Arbeitsmittel den Werth an das neue Arbeitsprodukt ab; wir

müssen diesen Umstand aber noch von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachten.

Die Ziegelerde wird durch die Arbeit der Ziegler zu Steinen verarbeitet, und dabei werden die Kohlen und ein Theil der Arbeitsgeräthe verbraucht. Die Gebrauchswerthe der Materialien werden also vollständig vernichtet; die zu Steinen verarbeitete Ziegelerde hat ihre Eigenschaft als Ziegelerde verloren, die Kohlen sind zu Schlacken und Asche verbrannt; an ihrer Stelle haben wir einen neuen Gebrauchswerth, die Steine. Wir wissen, daß der Tauschwerth immer an einem Gebrauchswerth haftet; der Tauschwerth der Ziegelerde und der Kohlen würde also vollständig verschwinden, wenn nicht für den, durch den Produktionsprozeß vernichteten Gebrauchswerth ein neuer Gebrauchswerth entstanden wäre, welcher Träger des Tauschwerthes sein kann.

Die Uebertragung des Tauschwerthes aus den Produktionsmitteln auf das neue Produkt hängt also davon ab, daß die Arbeit eine zweckentsprechende ist, daß sie einen neuen Gebrauchswerth erzeugt. Um aus Ziegelerde Steine zu machen, muß man Ziegelerarbeit verrichten; um aus Baumwolle Garn zu machen, muß man Spinnerarbeit verrichten. Mit Ziegelerarbeit kann man aus Baumwolle kein Garn, mit Spinnerarbeit aus Ziegelerde keine Steine machen. Die dem bestimmten Produktionszweck entsprechende Arbeit ist es also, die den neuen Gebrauchswerth herstellt und damit zu gleicher Zeit den Tauschwerth aus den Produktionsmitteln auf das neue Produkt überträgt. Beim Ziegler überträgt also die spezifische Ziegelerarbeit, beim Spinner die spezifische Spinnerarbeit den Tauschwerth aus den Produktionsmitteln auf das Produkt.

Indem der Ziegler oder der Spinner oder irgend ein anderer Arbeiter aber seine spezifische Arbeit verrichtet, erzeugt er auch neuen Werth, und zwar genau so viel, als er allgemein menschliche, gesellschaftlich nothwendige Arbeit verrichtet. Indem er also den vorhandenen Werth durch seine besondere Arbeitsgeschicklichkeit als Ziegler, Spinner oder dergl. erhält, fügt er als Benutzer allgemein menschlicher Arbeitskraft dem vorhandenen Werth neuen Werth hinzu.

Wir sehen also, daß die Arbeit im Produktionsprozeß eine doppelseitige ist, indem sie einmal eine werthhaltende und zu gleicher Zeit eine werthbildende Kraft entfaltet; wir müssen daher auch das in den Produktionsprozeß gesteckte Kapital nach diesen beiden Richtungen hin in Betracht ziehen.

Das zum Anlauf der Produktionsmittel verwendete Kapital, richtiger gesagt: der zu diesem Anlauf verwendete Theil des Kapitals geht unverändert in seinem Werth durch den Produktionspro-

zess hindurch; der Werth aller verbrauchten Produktionsmittel erscheint in Folge der werthverhaltenden Kraft der Arbeit im neuen Produkt wieder; dieser Theil des Kapitals bleibt sich also im Werthe gleich, sein Werth ist constant, gleichbleibend, und deshalb nennen wir diesen Theil des Kapitals: constantes Kapital.

Der zum Ankauf der Arbeitskraft verwendete Theil des Kapitals heft durch unbezahlte Arbeit den Mehrwerth; seine Werthgröße verändert sich also, sie ist variabel, veränderlich, und deshalb nennen wir diesen Theil des Kapitals: variables Kapital.

Nur wenn man diese, scheinbar unwesentliche Trennung des Kapitals in die bezeichneten beiden Theile vornimmt, ist es möglich, einen klaren Einblick in die, durch Verbesserung und Vermehrung der Maschinen immer mehr zunehmende verhältnißmäßige Ausbeutung der Arbeiter zu gewinnen; wenn man, wie es jetzt allgemein üblich ist, das ganze in den Produktionsprozeß gesteckte Kapital mit dem erzielten Mehrwerth vergleicht, erhält man die Profitrate des Kapitals, nicht aber die Ausbeutungsrate der Arbeit, welche bedeutend höher als jene ist. Man hat sich so sehr daran gewöhnt, einen Theil des Mehrwerths, also einen Theil des Ertrages der unbezahlten Arbeit, als Zins vorweg für das Kapital in Beschlag zu nehmen, daß man aus den gewöhnlichen Ertragsrechnungen den Betrag des der Arbeit entzogenen Mehrwerthes gar nicht mehr deutlich erkennen kann.

Gesetzt, der Besitzer der Ziegelerde, der Kohlen und der Arbeitswerkzeuge lebte in einer Zeit, in welcher zwar die heute bestehende Form des Privat-Eigenthums in voller Geltung stünde, in welcher es aber noch keine Lohnarbeiter im heutigen Sinne des Wortes gäbe; der Mann will sich nun einen Stall bauen und braucht dazu Steine. Lohnarbeiter findet er nicht, die ihm die Arbeit machen; er wendet sich also an seine Nachbarn und muß froh sein, wenn ihm dieselben gegen Bezahlung des wirklichen Werths ihrer Arbeit, nicht ihrer Arbeitskraft, Steine machen. Wenn die Steine fertig sind, ist er gerade so reich wie vorher; er hat dabei weder einen Groschen gewonnen noch verloren, denn er findet den Werth seiner Produktionsmittel und den Werth des verausgabten Lohnes voll und ganz in den Steinen wieder; er hat sogar den Vortheil, daß aus seiner, ihm unnützen Ziegelerde und aus seinen Kohlen Steine geworden sind, die er nun zum Bau seines Stalles verwenden kann.

In diesem Falle wird es Niemanden einfallen, zu behaupten, der Mann habe seinen Nachbarn dadurch, daß er sie beschäftigte, und ihnen Lohn zahlte, einen besonderen Dienst erwiesen und könne daher von ihnen eine Extrabelohnung verlangen, einen Zins für den Werth seiner Ziegelerde und seiner Kohlen, oder, wie Herr

Faucher sagt, einen „Entbehrungslohn“ dafür, daß er so enthalten war, die Ziegelerde und die Kohlen nicht aufzufressen! Es ist wahr, die Leute haben durch sein vorgelegtes Kapital gelebt, dafür haben sie ihm aber auch aus nutzloser Ziegelerde Steine gemacht. Dienst um Dienst, Keiner hat von dem Andern etwas extra fordern.

Sobald jedoch die kapitalistische Produktionsweise allgemein eingeführt ist, weil der besitzlose Arbeiter seine Arbeitskraft auf dem Markte verkaufen muß, wird unser Arbeitgeber ganz anders rechnen und rechnen müssen. Jetzt fordert er Zins für sein vorgelegtes Kapital; das ist eine so allgemeine und von allen Seiten für berechtigt anerkannte Forderung, daß jeder Unternehmer, mag er mit eigenem oder erborgtem Kapital arbeiten, für das ganze Kapital Zins verlangt und Zins berechnet. Jetzt wird der erzielte Mehrwerth in ein Verhältniß zu dem ganzen Kapital gestellt und dann nach der Prozentsatz berechnet, welcher als Profit verdient ist; von dem Dienst, den die Arbeiter durch Umformung des Rohmaterials in einen neuen Gebrauchswerth leisten, ist nicht mehr die Rede; man spricht nur noch von dem Dienst, den das Kapital den Arbeitern durch Gewährung von Arbeitsgelegenheit und Lohn leistet und verlangt als Gegenleistung das Anerkenntniß, daß Zinsen nehmen nicht Stehlen, sondern eine berechnete Eigenthümlichkeit unseres aufgeklärten Zeitalters sei!

Es liegt uns der Rechnungs-Abschluß der Berlin-Anhaltischen Bahn für das Jahr 1873 vor, und wollen wir an den darin enthaltenen Zahlen einmal beispielsweise zeigen, wie sehr die langläufige Berechnung der Profitrate des Kapitals die thatsächlich bestehende Ausbeutung der Arbeit verhüllt. Wir nehmen absichtlich den Abschluß einer Eisenbahn-Gesellschaft, weil bei dem Eisenbahnbetrieb eine Menge der verschiedensten Arbeiten und Dienstleistungen zur Erwerbung des Mehrwerthes zusammenwirken; es werden Eisenarbeiter, Maschinenarbeiter, Tischler, Schlosser und Packirer beschäftigt; die einfachste Arbeit der Wagenschieber, Schmierer, Bedenarbeiter wirkt mit der hoch qualifizirten Arbeit der Techniker zusammen; Bahnwärter, Weichensteller, Maschinenführer, Schaffner, Buchhalter, Schreiber und Rechnungsbeamte haben, jeder in seiner Art, Antheil an der Herstellung des Gesammtvertrages. Man kann von diesem Beispiele also leichter auf die Art und Weise schließen, wie es in der Gesamtarbeit des Volkes zugeht, als an dem Beispiel einer Spinnerei oder dergl.

Die Berlin-Anhaltische Eisenbahn hat in dem Jahre 1873 in Summa 1,360,000 Thaler Dividende, das heißt 16 Prozent des Stammkapitals bezahlt; es scheint also, als ob dieser Betrag der Theil des Arbeitsertrages sei, den sich das Kapital angeeignet hat.

habe, und viele Menschen verfallen in den Irrthum, zu glauben, weil 16 Prozent die Rate ist, welche durch Mehrarbeit für das Kapital abfällt, so seien die Arbeiter auch nur um 16 Prozent ihres Arbeitsertrages gekürzt.

Sehen wir uns aber das Ding einmal näher an.

Wie bei jeder Eisenbahn wird das zur Erhaltung des baulichen und betriebsmäßigen Zustandes der Bahn nöthige Kapital aus den Betriebseinnahmen entnommen; für größere, periodisch wiederkehrende Ausgaben, z. B. für Erneuerung der Schienen, Schwellen, Maschinen und Wagen wird ein erfahrungsmäßig festgestellter Betrag zurückgelegt. Für diese Zwecke, sowie zur Unterhaltung der ganzen Bahnstrecke, der Telegraphen, Gebäude, Wärterhuden, der Werkstätten mit allem Werkzeug, der Maschinen, Tender und Wagen, zur Beschaffung von Brenn-, Schmier- und Schreibmaterial, kurz zur vollständigen Erhaltung der Eisenbahn in betriebsfähigem und geschäftlich brauchbarem Zustande wurden verausgabt 1,993,000 Thlr.

Dieser Betrag ist als Werth des constanten Capitals anzusehen, welches vorgelegt ist, und in seinem gleichen Werth im Arbeitsprodukt wieder erscheint.

Die Gesamteinnahme betrug	5,325,000 Thlr.
ab obige	1,993,000 "
bleibt neuerzeugter Werth	3,332,000 Thlr.
Davon sind als Lohn gezahlt	1,308,000 "
bleibt Mehrwerth	2,024,000 Thlr.

Unter dem als Lohn gebuchten Betrage befinden sich alle Gehalte und Löhne, Gratifikationen und Meilengelder, die Kosten der Dienstkleider und die Remuneration der Gesellschafts-Vorstände, letztere, acht Mann, mit 44,000 Thalern, also pro Mann 5500 Thaler.

Man wird zugestehen müssen, daß die „geistige Leitung“ recht gut bezahlt worden ist; alle Arbeiter zusammen haben also für einen Lohn von 1,308,000 Thalern einen Mehrwerth von 2,024,000 Thalern erzeugt, der sich in folgender Weise vertheilt:

Zinsen und Amortisation	425,000 Thlr.
Eisenbahnsteuer	239,000 "
Dividende 16 pCt.	1,360 000 "
Summa wie oben	2,024,000 Thlr.

Nach der heute gebräuchlichen Rechnung beträgt die Profitrate des Capitals also nur 16 pCt.; stellt man aber den Ertrag der bezahlten Arbeit in ein Verhältniß zu dem Ertrag der unbezahlten Arbeit, so giebt das über 150 pCt. Das heißt also, die Arbeiter, einschließlich der 5500-Thaler-Männer, haben gerade

1½mal mehr Werth erzeugt, als sie Lohn bekamen; mit anderen Worten, sie haben für den Werth, den sie in einer Stunde erzeugten, 2½ Stunden arbeiten müssen!

Beiläufig geben wir eine Uebersicht über die Höhe der Gehälter, welche diese rentable Bahn ihren Angestellten vor etwa 3 Jahren zahlte; es erhielten ein Gehalt von

	über 1000 Thlr.	14 Beamte
von 901 bis 1000	"	4 "
" 801 "	900 "	4 "
" 701 "	800 "	13 "
" 601 "	700 "	18 "
" 501 "	600 "	58 "
" 401 "	500 "	93 "
" 301 "	400 "	295 "
" 201 "	300 "	460 "
" 144 "	200 "	396 "

Summa: 1355 Beamte.

Es sei ausdrücklich wiederholt, daß diese Gehaltstabelle einige Jahre alt ist; ob inzwischen eine nennenswerthe Aufbesserung erfolgt ist, vermögen wir nicht zu sagen.

Die angegebenen Zahlen thun nun wohl zur Genüge kund, wie sehr die Profitrate des Capitals von der Ausbeutungsrate der Arbeit verschieden ist; wir werden später nachweisen, in welcher Weise vermehrte Anwendung von Maschinen, also vermehrte constantes Capital auf diese Ausbeutungsrate einwirkt.

An dem gewählten Beispiele wird auch klar, daß das Capital nicht nur den eigentlichen Arbeiter, sondern auch die sogenannten Beamten ausbeutet; der geschulte Techniker wie der Wagenschieber, der einfache Schreiber wie der gewandteste Buchhalter werden gleichmäßig in Lohn genommen und müssen durch unbezahlte Mehrarbeit den „Entbehrungslohn“ für den Capitalisten verdienen.

Dabei sei bemerkt, daß im Dienste des Capitals der Unterschied zwischen der schweren und leichten, der complicirten und der einfachen Arbeit mehr und mehr ausgeglichen wird. So notwendig es also für das Verständniß des Begriffs der allgemeinen menschlichen Arbeit ist, auf den Unterschied der schwerer zu lernenden und der ohne alle Anleitung zu verrichtenden Arbeit aufmerksam zu machen, wie wir das an anderer Stelle gethan haben, so entschieden muß doch auch betont werden, daß im kapitalistischen Betriebe dieser Unterschied immer mehr verschwindet und daß beim Verkauf der Arbeitskraft die höher qualifizierte Arbeit unter den heutigen Verhältnissen häufig einen bedeutend

ringeren Werth hat, weil sie überflüssig vorhanden ist, als die gewöhnliche Arbeit.

Man denke nur an den Lohn, den vor einigen Jahren die Steinträger in Berlin erzielten, und vergleiche denselben z. B. mit dem Verdienst eines Tischlers. Jeder wird zugestehen, daß ein Tischler eine längere Lehrzeit durchmachen muß, ehe er sein Handwerk versteht, als ein Steinträger, dessen aufreibende Arbeit nur besondere Körperkraft, keine Vorbildung erfordert.

Mary sagt darüber:

„Der Unterschied zwischen höherer und einfacher Arbeit beruht zum Theil auf bloßen Illusionen oder wenigstens Unterschieden, die längst aufgehört haben, reell zu sein und nur noch in traditioneller Convention fortleben; zum Theil auf der hilfloseren Lage gewisser Schichten der Arbeiterklasse, die ihnen weniger als anderen erlaubt, den Werth ihrer Arbeitskraft zu ertrogen. Zufällige Umstände spielen dabei eine so große Rolle, daß dieselben Arbeitsarten den Platz wechseln. Wo z. B. die physische Substanz der Arbeiterklasse abgeschwächt und relativ erschöpft ist, wie in allen Ländern entwickelter kapitalistischer Produktion, verkehren sich im Allgemeinen brutale Arbeiten, die viel Muskelkraft erfordern, in höhere, gegenüber viel feineren Arbeiten, die auf die Stufe einfacher Arbeit herabsinken, wie z. B. die Arbeit eines Maurers in England eine viel höhere Stufe einnimmt als die eines Damastwirkers. Uebrigens muß man sich nicht einbilden, daß die sogenannte höhere Arbeit einen quantitativ bedeutenden Umfang in der Nationalarbeit einnimmt. Laing, vor Kurzem noch Schatzkanzler von Indien, rechnet, daß in England die Existenzen von 11 Millionen auf einfacher Arbeit beruht. Nach Abzug einer Million von Aristokraten und einer zweiten Million von total Verarmten, Bagabunden, Verbrechern, Prostituirten u. dergl. von den 18 Millionen der Bevölkerungszahl zur Zeit seiner Schrift, bleiben 4 Millionen Mittelklasse mit Einschluß kleiner Rentner, Beamten, Schriftsteller, Künstler, Schulmeister &c. Um diese 4 Millionen heranzubekommen, zählt er zum arbeitenden Theil der Mittelklasse, außer Banquiers u. s. w., alle besser bezahlten Fabrikarbeiter. Auch die Maurer fehlen nicht unter den „höheren Arbeitern.“ —

Wir haben an dem Beispiele der Anhalter Bahn gezeigt, in welcher Weise die Ausbeutungsrate bei jedem einzelnen Geschäft berechnet werden muß; könnte man den Gesamtbetrag aller in einem Lande gezahlten Löhne, Gehalte u. dergl. dem daselbst erbobenen arbeitslosen Einkommen gegenüberstellen, so ließe sich mit Sicherheit die Ausbeutungsrate erkennen, und man würde durch den Vergleich verschiedener Länder finden, daß Vermehrung des

Capitals zwar meist ein Sinken des Zinsfußes, aber auch ein gleichzeitiges Steigen der Ausbeutungsrate zur Folge hat.

Wir haben nur in den von Dudley Baxter veröffentlichten Zahlen ein derart brauchbares Material. Danach zerfällt die 800 Millionen Pfund Sterlinge (à 20 Mark) betragende Einkommen Englands in 300 Millionen Pfund Arbeitslöhne und in 500 Millionen Pfund Besitzrente, die Ausbeutungsrate zeigt sich also in dem Verhältniß 3 : 5, d. h. für den Werth, den der Arbeiter in 3 Stunden produziren, müssen sie 3 + 5 = 8 Stunden arbeiten!

Durch welche gesellschaftlichen Verhältnisse die Ausbeutungsrate gesteigert wird, werden wir später zu zeigen haben; aus dem bisher Gesagten geht aber doch schon unwiderleglich hervor, daß der Profit der Unternehmer und Capitalisten, die Profitrate des Capitals nur durch Verlängerung der unbezahlten Arbeit vergrößert werden kann!

Und das nennt man „Harmonie der Interessen von Capital und Arbeit“!

Nachstehende im Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei erschienene Schriften sind von der Expedition des „Volkstaat“, Zeigerstraße 44 in Leipzig, gegen baar oder Postvorschuß zu beziehen:

Bebel, A., Unsere Ziele. 5. Auflage. 25 Pf.

Blos, W., Unsere Preßzustände. 20 Pf.

Borntau, C., Religion und Sozialismus. 50 Pf.

Der arme Conrad. Illustrierter Kalender für das arbeitende Volk auf das Jahr 1876. 40 Pf.

Diehgen, Nationalökonomisches. 10 Pf.

— — Die bürgerliche Gesellschaft. 10 Pf.

— — Die Religion der Sozialdemokratie. 5 Kanzelreden. 3. Auflage. 20 Pf.

Dowri, ABC des Wissens für die Denkenden. 2. Auflage. 15 Pf.

— — Antwort an den Bekenner des Theismus. 10 Pf.

Christenthum und Sozialismus. 15 Pf.

Engl, F., Zur Wohnungsfrage.

1. Heft: Wie Proudhon die Wohnungsfrage löst. 15 Pf.

2. „ Wie die Bourgeoisie die Wohnungsfrage löst. 15 Pf.

3. „ Nachtrag über Proudhon und die Wohnungsfrage. 15 Pf.

— — Die Bakunisten an der Arbeit. 20 Pf.

— — Der deutsche Bauernkrieg. 3. Auflage. 50 Pf.

— — Soziales aus Rußland. 10 Pf.

Hillmann, Praktische Emanzipationswinke. 15 Pf.

— — Organisation der Massen. Den deutschen Gewerkschaften gewidmet. 25 Pf.

Hirch, Die angeblichen sozialen Theorien und die wirklichen Bestrebungen des Herrn Bakunin. 20 Pf.

Leipziger Hochverrathsprozess. 3 Mt.

Lielknecht, W., Zu Trutz und Schutz. 20 Pf.

— — Ueber die politische Stellung der Sozialdemokratie. 15 Pf.

— — Zur Grund- und Bodenfrage. 40 Pf.

— — Rede, betr. die Freilassung der soz.=dem. Abgeordneten. 15 Pf.

— — Wissen ist Macht — Macht ist Wissen. 2. Auflage. 25 Pf.

Mary, A., Der Kölner Communisten-Prozess. 2. Auflage. 25 Pf.

Otto-Walster, A., Allerhand Proletarier. Eine Hausgeschichte. 50 Pf.

— — Rienzi. Histor. Drama. 30 Pf.

- Protokoll** des Stuttgarter Congresses 1870. 15 Pf.
 — — des Dresdener Congresses 1871. 20 Pf.
 — — des Coburger Congresses 1874. 30 Pf.
 — — des Vereinigungs-Congresses der Sozialdemokraten Deutschlands
 in Gotha 1875. 25 Pf.
Serno-Solowiewitsch, Unsere russischen Angelegenheiten. 20 Pf.
Statuten der Internationalen Arbeiter-Assoziation. 10 Pf.
Thätigkeit, die parlamentarische, des deutschen Reichstags und der
 Landtage und die Sozialdemokratie. 2. Auflage. 15 Pf.
Volksschule, die, und die Lage ihrer Lehrer in der Provinz Preußen.
 15 Pf.
Volkstaat-Fremdwörterbuch. geb. 65 Pf., broch. 50 Pf.
Volkstaat-Kalender für 1874. 25 Pf.
 — — für 1875. 25 Pf.
Wohnungsfrage. Eine soziale Skizze. 20 Pf.
York, Th., Die industrielle Arbeiterfrage. 25 Pf.